John Galsworthy

Sechs Kurzgeschichten

Santa Lucia (1921)
Gute Qualität (Quality, 1911)
Der Gefangene (The Prisoner, 1909)
Eine sonderbare Geschichte (A Strange Thing, 1916)
Die Nachbarn (The Neighbours, 1909)
"Der Köter selbst krepierte dran" ("The dog it was that dies", 1919)

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit

Der Gottesdienst in der englischen Kirche von Monte Carlo war beendet und der alte Trevillian kehrte in sein Hotel zurück. An einer Straßenbiegung blieb er stehn, um ein wenig auszuruhn, denn seine magern Beine waren schon sehr müde. Durch die Zweige eines Mimosenbaumes schimmerte das tiefblaue Meer, und Trevillians Augen ruhten darauf mit dem trüben, verschleierten Blick des Alters.

Monte Carlo hatte sich verändert, nicht aber das blaue, unbewegte Meer ohne Gezeiten. Es war noch immer das gleiche wie vor fünfundvierzig Jahren, und das empfand er als ein von Natur konservativer Mensch sehr angenehm. Inzwischen hatte er geheiratet, ein Vermögen erworben, ein noch größeres dazugeerbt und Kinder erzogen, die alle bis auf seine Tochter Agatha in der Welt draußen lebten; er war Witwer geworden und litt jetzt an dem chronischen Husten eines alten Mannes. Er und Agatha hatten das ‚Zedernheim', ihr Landhaus in Hertfordshire, verlassen, um mit der jährlichen Regelmäßigkeit von Schwalben an die Riviera zu gehn. Für gewöhnlich hielten sie sich in Nizza oder Cannes auf, aber diesmal wurde Monte Carlo gewählt, da die Frau des dortigen englischen Geistlichen Agathas Freundin war.

Nun ging ihr Aufenthalt hier zu Ende und die Aprilsonne schien bereits sehr heiß.

Trevillian fuhr sich mit der magern Hand über das schmale, braune, behaarte Gesicht; seine buschigen Augenbrauen waren noch dunkel, der Spitzbart jedoch schon weiß, und in dem breitkrempigen Hut sah er für einen englischen Bankdirektor fast zu spanisch aus. Er sprach gern davon, daß die besten Familien aus Cornwall spanisches Blut in ihren Adern hätten, ob nun iberisches oder armadisches, darauf ging er nicht näher ein. Jedenfalls aber paßte diese Theorie gut zu seinem förmlichen Wesen, das von Jahr zu Jahr ausgeprägter hervortrat.

Da Agatha einer Erkältung wegen zu Hause geblieben war, hatte

er den Gottesdienst allein besucht. Eine lächerlich kleine Gemeinde! Die Engländer hier unten waren eine sittenlose Gesellschaft. Unter den Andächtigen, denen er heute den Bibeltext vorgelesen hatte, war ihm der alte Telford aufgefallen, dieser Schuft, der seinerzeit zweimal mit verheirateten Frauen durchgebrannt war und nun, wie man sich erzählte, mit einer Französin lebte. Was in aller Welt nur suchte d e r in der Kirche! Und jenes verfemte Paar, die Gaddenhams, die die Villa bei Roquebrune bewohnten! Sie hatte sich zwar seinen Namen beigelegt, aber sie waren nicht verheiratet, denn Gaddenhams Frau lebte noch. Und was noch ernster war: er hatte auch Mrs. Rolfe bemerkt. Vor dem Krieg war diese Dame mit ihrem Mann öfters nach dem ‚Zedernheim' gekommen, um an den Novemberjagden teilzunehmen. Der Mann war jetzt in Indien, und der junge Lord Chesherford wich ihr, wie es hieß, nicht von den Fersen. Die Sache würde todsicher mit einem Skandal enden. Jedesmal, wenn er diese Frau sah, mit der seine Tochter auf freundschaftlichem Fuß stand, empfand er ein gewisses Unbehagen. Strohwitwen waren gefährlich, besonders an einem Orte wie Monte Carlo. Er mußte Agatha einen Wink geben. Solch zweifelhafte Leute hatten in der Kirche nichts zu suchen, davon war er überzeugt, und doch konnte man es nicht so recht mißbilligen, daß sie zum Gottesdienst kamen, schließlich kamen ja die wenigsten! Ein Mann von Welt, wie kirchlich er auch sonst gesinnt war, konnte natürlich mit jeder Art von Leuten in Berührung treten; in das Gotteshaus, wo die Glaubensformeln verkündet wurden, mochten sie ja kommen, aber daß sie sich den Frauen seiner Familie nähern wollten, war doch etwas ganz anderes. Sich so aufzudrängen, bewies einen Mangel an Takt. Er mußte unbedingt mit Agatha sprechen!

Der Weg führte bergauf, und er atmete die von Mimosenduft erfüllte Luft ein, wobei er sich große Mühe gab, den Hustenreiz zu unterdrücken. Gerade als er weitergehen wollte, begann auf der andern Straßenseite ein Leierkasten zu spielen. Der Mann, der die Kurbel drehte, war der übliche Italiener mit Schnurrbart, trotzigen Augen und einem lahmen Bein, das Tier, das den Kasten zog, der übliche kleine graue Esel, die Sängerin das sprichwörtliche braune Mädel mit dem orangefarbenen Kopftuch, und das Lied das unvermeidliche ‚Santa Lucia'. Ihre Stimme schmetterte die hellen, metallisch klingenden A-Laute so schrill hinaus, daß sie die Luft vibrieren machten wie Hämmer die Saiten eines Zimbals. Trevillian war nicht ganz ohne Empfinden für Musik, oft machte er sich auf den Weg ins Kasinokonzert, landete dann aber gewöhnlich in den Spielsälen. Dort riskierte er niemals mehr als ein oder zwei Fünffrancsstücke, denn er verurteilte das Hasardspiel. Hauptsächlich aber ging er deshalb hin, weil so viel bunte Unregelmäßigkeit sein konventionelles Wesen kitzelte und er sich dort vorkam wie ein schulschwänzender Knabe. Immerhin kannte er einige Melodien und wußte, daß dieses Lied weder ‚God save the King' noch ‚Rule Britannia', ‚Tipperary' oder ‚Funiculi-Funicula' war. ‚Santa Lucia' hatte einen ganz besonderen Klang für ihn, erweckte merkwürdig vertrauten Widerhall, so als wäre diese Melodie in einem frühern Leben das Pochen, der hämmernde Rhythmus seines Herzens gewesen. Ein sonderbares, ein ganz sonderbares Gefühl! Er stand da und blinzelte. Natürlich, jetzt, da er die Worte vernahm, erkannte er das Lied. Aber in welcher vergangenen Existenz hatte dieses Geplärre etwas Tiefes, Heißes, beinahe Wildes in ihm wachgerufen, das süß und lockend war wie eine fremdartige Frucht oder der Duft einer Tropenblume? ‚San—ta Luci—i—a! ‚San—ta Luci—ia'!' Vergessen! Und doch war die Erinnerung schon so greifbar nahe, daß er keine Ruhe mehr fand. Das Mädchen hörte auf zu singen und kam zu ihm herüber. Ein schreiend aufgeputztes Ding, mit dem orangefarbenen Schal, den Glasperlen, den weißen Augäpfeln und solchen Zähnen! Diese Südländer! Leicht erregbar, stets vibrierend, leichtherzig und vermutlich auch leichtfingrig — eine minderwertige Rasse! Er griff in die Tasche, zog ein Francstück heraus und ging langsam weiter.

Aber bei der nächsten Straßenbiegung blieb er wieder stehn. Zum Dank für den Franc hatte das Mädchen neuerlich zu singen begonnen: ‚Santa Luci—ia!' Was war es nur, das sich in ihm unter dem welken Laub so vieler Jahre regte?

Von einem Pfefferstrauch hinter der niedern Gartenmauer gerade über ihm fielen einige rosa Blüten herab. Die Luft war von dem feinen Wohlgeruch erfüllt, der die Seele des Südens ist. Und wieder

empfand er die Gewißheit einer frühen Existenz, er spürte etwas Süßes, Scharfes, Brennendes in der vom Bart bedeckten Kehle. War damals alles nur ein Traum gewesen? Oder träumte er jetzt, während der Leierkasten klagte und die Stimme des Mädchens erklang? Trevillians Blick fiel auf die Feigendisteln und Aloen über der niedern rosagestrichenen Mauer. Das wilde Wachstum dieser Pflanzen löste in seiner Erinnerung etwas aus — was nur? Ein junger Mann ging vorbei, eine maisfarbene Zigarette im Mund, die einen Duft von Latakia hinterließ; er selbst hatte in seiner Jugend Zigaretten geraucht, die aus jenen schwarzen, stark duftenden Fasern gedreht waren. Er starrte gedankenlos auf den halbverlöschten Namen über der verfallenen Gartentür und buchstabierte laut: „V lla Be u S te. Villa Beau Site! Beau—! Herrgott — ich hab's!"

Durch diesen heftigen Ausruf hatte er sich erleichtert, ein Lächeln furchte seine magern braunen Wangen und bildete kleine Fältchen um seine Augen. Er schritt zur Gartentür. Welch ein Zufall! Das war ja derselbe —! Er stand da und starrte durch den Nebel von fünfundvierzig Jahren in den wildverwachsenen Garten. Das schwere Gebetbuch mit den großen Lettern ließ er dabei auf dem alten grünen Gitter ruhn. Dann, nach allen Seiten spähend wie ein Junge, der Kirschen stehlen will, drückte er die Klinke nieder und trat ein.

Hier wohnte jetzt anscheinend niemand. Durch die kleine Wildnis schimmerte, etwa achtzig Schritte entfernt, die alte rosafarbene Villa; die Fensterladen waren geschlossen, und der Verputz schien bereits abzubröckeln. Beau Site! Ja, das war der Name! Und das war auch der Eingang, den er so oft benützt hatte, um in den tiefer gelegenen, vom Haus aus nicht sichtbaren Teil des Gartens zu gelangen. Richtig — da stand ja auch der kleine, rissig gewordene und verwitterte Brunnen mit dem fratzenhaften Gesicht, aus dessen Mund noch immer Wasser floß. Hier die Steinbank, über die er so oft seinen Mantel gebreitet hatte und die jetzt ganz überwuchert war. Die Fliederbüsche, Mimosen und Palmen waren nicht gestutzt und raschelten trocken im Wind. Er öffnete das Gebetbuch, legte es auf die Bank und nahm vorsichtig darauf Platz — er saß nie auf bloßem Stein. Nun war er in einer andern Welt, allen Augen entzogen durch die wildwachsenden Büsche und das lichte Laubwerk. Und

während er so dasaß, schmolz allmählich das Eis fast eines halben Jahrhunderts.

Jawohl, ganz langsam, begierig und doch widerstrebend, begann er sich zu erinnern, als er jetzt im Schatten der blühenden, verschlungenen Zweige auf seinem Gebetbuch saß.

Er war damals sechsundzwanzig, und wie er sich entsann, gerade Teilhaber der Familienbank geworden, ein recht jugendlicher Teilhaber. Eine vernachlässigte Erkältung hatte den ersten seiner Bronchialkatarrhe verursacht, unter dessen Nachwirkung er noch immer litt. Damals war er ein Dandy und ging während des kalten Londoner Winters stets in dünner Unterwäsche und ohne Mantel. Da er zu Ostern noch immer hustete, nahm er sich einen dreiwöchigen Urlaub und löste eine Fahrkarte nach Mentone. Einer seiner Vettern war mit einem russischen Mädchen verlobt, deren Familie dort eine Villa besaß, und er mietete sich in einem kleinen Hotel ganz in der Nähe ein. Die Russen jener Tage waren die Russen aus Turgenjews Romanen, die Agatha ihm später zu lesen gegeben hatte. Eine einfache adelige Familie, die Rostakows, in der man sich in drei Sprachen unterhielt — Vater, Mutter und zwei Töchter. Wie nannten sie ihn doch nur? Philip Philipowitsch! Monsieur Rostakow mit seinem Bart, seinen witzigen französischen Anekdoten, die der junge Trevillian nicht ganz verstand, seinem Eifer im Essen und Trinken, mit den dicken Lippen und der laxen Moral, die man ihm nachsagte — er war in seiner Art ein flotter Kerl! Und Madame, ‚née princesse Nogarin' (mit etwas tatarischem Einschlag, behauptete sein Vetter), war ‚spirituelle', und durch Monsieur Rostakow und ihren Glauben an die Seelenwanderung ein wenig mitgenommen. Dann Warwara, die älteste Tochter und Braut seines Vetters, kaum siebzehn, mit tiefgrauen, ehrlichen Augen, breitem, ernstem Gesicht, dunklem Haar und fast erschreckender Aufrichtigkeit. Und schließlich die kleine Katerina, blauäugig, stumpfnasig, mit blondem Haar und lachenden Lippen, die aber auch sehr ernst sein konnte. Ein entzückendes kleines Geschöpf! Die Nachricht von ihrem Tode — sie starb drei Jahre später an Typhus — hatte ihn wirklich erschüttert. Eine reizende Familie, wenn man sie so durch den Nebel der Jahre betrachtete. Jetzt konnte

man in der ganzen Welt keine solche russische Familie mehr finden. Vorbei, vom Erdboden verschwunden! Ihre Güter waren — eh — irgendwo in Südrußland und sie hatten ein Haus in Yalta. Kosmopoliten und doch sehr russisch, mit ihrem Samowar und ihren ‚Sakußki', ein Wort, das er niemals buchstabieren konnte, Rostakows weißem Wodka, den er, Trevillian, aus kleinen Gläschen trank, und den Kaviarbrötchen, die die Töchter und er auf ihren Picknicks nach Gorbio, Castellar und Bella Enda mitzunehmen pflegten. Sie ritten auf Eseln und waren immer von ihrer Gouvernante, einem liebenswürdigen deutschen Fräulein, begleitet . . . Die Deutschen jener Tage — wie ganz anders waren sie! Wie anders das Leben überhaupt! Die Mädchen ritten in ihren weiten Röcken unter Sonnenschirmen, die Luft war noch nicht von Benzin verpestet, die Wagen wurden von kleinen Pferden mit blankem Geschirr mit klingenden Schellen gezogen; auf den Straßen sah man Priester, Soldaten in bunten Hosen und gelben Tschakos und eine Menge Bettler. Die Mädchen pflückten auf den Ausflügen gewöhnlich Feldblumen, die sie später preßten, und des Abends blickte ihn Warwara manchmal mit ihren ernsten Augen an und fragte ihn, ob er an ein Leben nach dem Tode glaube. Soweit er sich erinnerte, hatte er damals überhaupt keinen bestimmten Glauben; der kam erst später, in dem Maße, als Einkommen, Familie und Geschäftsverpflichtungen sich vergrößerten. Warwara schien immer etwas verletzt, daß er an Sport und Kleidung, nicht aber an seine Seele dachte. Die Russen jener Tage gaben sich außerordentlich viel mit ihren Seelen ab — zweifellos eine vortreffliche Sache, aber man sollte lieber davon schweigen. Dennoch waren die ersten vierzehn Tage ganz idyllisch verlaufen. Er erinnerte sich an einen Sonntagnachmittag — seltsam, wie so kleine Sachen im Gedächtnis haften blieben —, es war am Strand nahe bei Cap Martin gewesen und er klopfte sich gerade mit einem Taschentuch den Sand von den Schuhen. „Und damit fahren Sie sich dann wieder ins Gesicht, Philip Philipowitsch?" sagte Warwara. Immer sagte sie Dinge, die ihm Unbehagen verursachten. Und in einem Briefchen, das ihm Katerina ein Jahr später auf mit Vergißmeinnicht bemaltem Papier geschrieben, hatte sie ihn daran erinnert, wie er damals rot geworden war. Entzückende junge Mädchen! So einfach! Heutzutage gab es das nicht mehr. Das Taufrische fehlte. Sie hatten schon damals gefunden, daß Monte Carlo kein sehr feiner Ort sei — was würden sie erst jetzt denken! Sogar Rostakow, dieser Viveur, der stets ein Doppelleben führte, ging nur ganz inoffiziell hin. Trevillian erinnerte sich jetzt, wie er damals unter dem Zauber der idyllischen Umgebung und aus Angst vor Warwaras Augen den Besuch der berühmten Stätte von Tag zu Tag hinausschob, bis er eines Abends — Madame Rostakow hatte Migräne und die Mädchen waren bei einer Gesellschaft — zum Bahnhof hinunterschlenderte und den Zug nach Monte Carlo nahm. Wie deutlich er alles wieder sah: den sich durch die Anlagen hinaufschlängelnden Weg, den schönen, stillen Abend voll Duft und Wärme, das Kasinoorchester, das die Liebesszene aus ‚Faust' spielte — die einzige Oper, die er genauer kannte. Das Dunkel unter dem sonderbaren, exotischen Laubwerk, in dem goldene Lichter schimmerten — keine grellweißen elektrischen Lampen — hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, denn trotz alles jugendlichen Dandytums war er dem Blut und der Erziehung nach ein Puritaner. Es war, als stiege man geradewegs in den Himmel hinauf — zwar eine etwas übertriebene Bezeichnung, aber immerhin —! Und der alte Trevillian kicherte in seinen weißen Bart hinein. Jedenfalls hatte er die Spielsäle mit klopfendem Herzen betreten. Bei Gott, er hatte damals kein Geld zum Hinauswerfen! Sein Vater gab ihm nicht mehr als die jährliche Rente von vierhundert Pfund; er war sein Teilhaber, befand sich jedoch noch in der Lehre. Er konnte höchstens zehn bis zwanzig Pfund riskieren. Aber nach England zurückkehren und von seinen Freunden anhören müssen: „Wie? In Monte Carlo gewesen und nicht einmal gespielt?", das war einfach undenkbar.

Sein erster Eindruck von den Spielsälen war eine Enttäuschung. Die Ausstattung prunkvoll, die Menschen seltsame, häßliche Ausländer! Eine Zeitlang stand er still und vernahm das Anschlagen von Geldstücken gegen den Rechen und die nasalen Rufe der Croupiers. Dann war er zu einem Tisch getreten, um das Spiel zu verfolgen, das er noch nie mitgemacht hatte. Das Spiel jedenfalls war jetzt noch immer genau dasselbe, ebenso wie die Gesichter der Spielenden, ihre blinde, verbissene, leidenschaftliche Konzentration, die so grund-

verschieden von jedem andern menschlichen Ausdruck war. Und was für eine Menge alter Damen! Eine nervöse Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, während er so dastand, es zuckte ihm in den Fingern. Aber er war schüchtern. Diese Leute spielten mit so tödlicher Ruhe, schienen so vollkommen vertraut mit allem. Endlich entschloß er sich und legte über die Schulter einer vor ihm sitzenden dunkelhaarigen Dame hinweg ein Fünffrancsstück auf den Tisch und rief: „Vingt". Mit gefühllosem Klirren schob es der Rechen auf die Nummer. Die Kugel rollte: „Quatorze, rouge pair et manque." Sein Fünffrancsstück wurde fortgerecht. Aber er, Philip Trevillian, hatte in Monte Carlo gespielt und gleich danach sah er Warwaras ehrliche Augen ein wenig amüsiert auf sich gerichtet und hörte ihre Stimme: ‚Wie kann man nur so dumm sein und spielen, Philip Philipowitsch!' Dann stand der Mann zu seiner Linken auf und er ließ sich in den leeren Stuhl gleiten. Es war ihm klar, daß er jetzt auch spielen müsse. Er setzte also ein zweites Fünffrancsstück auf Schwarz und gewann. Jetzt war er quitt; er spielte auf die einfache Art mit wechselndem Erfolge weiter und sah sich dabei die Gesichter seiner Nachbarn an. Links von ihm saß ein alter Engländer im Frack, mit rotem Gesicht und dicken Lippen, der nur Gold setzte und viel zu gewinnen schien. Gegenüber, in fabelhaftem Schal, eine alte Dame mit einem Vogelgesicht und einer Hakennase; daneben ein Mann, der wie ein griechischer Bandit im Gehrock aussah. Rechts saß die dunkelhaarige Dame, über deren Schulter er sich gebeugt hatte. Ein angenehmer Duft wie von Jasminblüten ging von ihr aus. Vor ihr lagen einige Täfelchen und sechs oder sieben Goldstücke, aber anscheinend hatte sie zu spielen aufgehört. Trevillian studierte ihr Profil von der Seite. Sie war entschieden die anziehendste Frau, die er hier gesehen. Plötzlich verlor er jedes Interesse an dem Schicksal seiner Fünffrancsstücke. Unter den feinen, dunklen, etwas geschwungenen Brauen erblickte er dunkle, samtige Augen. Ihr Gesicht war etwas spitz, zart und nach ausländischer Mode leicht gepudert. Sie trug ein tiefausgeschnittenes Kleid, einen schwarzen Spitzenschal um ihre leuchtenden Schultern und etwas Flimmerndes in ihrem dunklen Haar. Eine Engländerin war sie nicht, aber was sonst, hätte er nicht sagen können. Er gewann zweimal auf Schwarz, ließ seinen Einsatz un-

berührt und merkte, daß auch sie ein Goldstück auf Schwarz schob. Abermals gewann Schwarz; wieder ließ er seinen Einsatz liegen und sie ihren. Es berührte den jungen Trevillian sympathisch, mit ihr dadurch verbunden zu sein, daß sie seinem Beispiel folgte und gewann. Zum Teufel mit seinem Gewinn — er würde ihn liegen lassen! Immer wieder — Schwarz hatte bereits zum achtenmal gewonnen — ließ er den Einsatz liegen, und seine Nachbarin tat das gleiche. Vor beiden erhob sich ein Stoß von Goldstücken. Die Augen der habichtähnlichen Dame gegenüber, Augen wie die eines Krustentieres aus einem Naturgeschichtsbuch, sprangen fast aus ihren Höhlen. Ein hartes Lächeln auf ihren dünnen Lippen schien zu sagen: ‚Wartet nur, ihr werdet noch alles verlieren!' Der Jasmindust, der von seiner Nachbarin ausging, wurde intensiver, wie durch die wachsende Erregung freigeworden; er sah, wie ihre weißen Schultern sich unter den schwarzen Spitzen hoben und senkten. Sie streckte die Hand aus, als wollte sie ihren Gewinn einstreichen. Tapferkeit heuchelnd, saß Trevillian unbeweglich da. Ihr Blick traf ihn von der Seite, sie zog die Hand zurück. Die kleine Kugel rollte weiter. Schwarz! Er hörte sie erleichtert aufseufzen; sie berührte seinen Arm: „Retirez," flüsterte sie, „retirez, monsieur!", raffte ihren Gewinn zusammen und stand auf. Trevillian zögerte einen Augenblick, dann dachte er: ‚Wenn ich noch länger bleibe, verliere ich sie aus den Augen!' Auch er griff nach dem Geld, strich es ein und erhob sich vom Tisch. Mit einem Einsatz von fünf Francs hatte er in neun erfolgreichen Spielen über hundert Pfund gewonnen. Seine Nachbarin hatte mit einem Zwanzigfrancsstück begonnen und in sieben Spielen — er rechnete rasch nach — vermutlich das gleiche gewonnen. „Seize, rouge pair et manque!" Es war höchste Zeit gewesen! In gehobener Stimmung entfernte er sich. Vor ihm bahnte sich die graziöse Gestalt seiner Nachbarin einen Weg durch die Menge, und ohne vorgefaßte Absicht, nur um sie nicht aus den Augen zu verlieren, folgte er ihr. Plötzlich konnte sie nicht weiter; jetzt stand er ihr so nahe, daß er sich die größte Mühe geben mußte, sich nichts merken zu lassen. Sie wandte sich um und erblickte ihn: „Ah! merci, monsieur! Ich danke sehr!" „Ich habe zu danken!" stammelte er. Die dunkle Dame lächelte. „Ich habe den Instinkt für andere, nicht für mich," sagte sie. „Ich habe kein

Glück. Spielen Sie das erste Mal, mein Herr? Ich dachte es. Spielen Sie nicht wieder! Geben Sie mir das Versprechen; es wird mich glücklich machen."

Ihre Augen blickten in die seinen. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas so Berückendes gesehn wie ihr Gesicht mit dem etwas spöttischen Lächeln, noch nie etwas Schöneres als ihre Gestalt im schwarzen Spitzenkleid, das nach spanischer Art stark von den Hüften wegstand; den Schal hatte sie um die Schultern geworfen. Seine Erwiderung auf ihre Worte war ihm später stets fremd vorgekommen:

„Mit tausend Freuden, madame, wenn es Sie glücklich macht!"

Sie schlug in die Hände wie ein vergnügtes Kind.

„Abgemacht! Nun sind wir quitt!"

„Darf ich Ihren Wagen holen?"

„Ich geh zu Fuß, monsieur."

Mit verzweifeltem Mut hatte er leise gefragt: „Darf ich Sie begleiten?"

„Aber gewiß!"

Trevillian, der noch immer auf dem Gebetbuch saß, forschte weiter in der Vergangenheit nach. Was hatte er gefühlt, gedacht, sich vorgestellt in jenen Augenblicken, als sie ihren Mantel holen ging? Wer und was war sie? In welche Tiefen zog sie ihn hinab? Fast wäre er davongelaufen, in die Idylle zurückgekehrt, zu Warwaras prüfender Aufrichtigkeit und Katerinas lachender Unschuld — aber da war sie wieder. Spitzen verschleierten ihr Haar, Gesicht und Augen wie bei einer Orientalin, und ihre Finger waren unter seinen Arm geglitten ... Welch ein Spaziergang! Welch ein Gefühl, dem Unbekannten entgegenzuschreiten! Wie seltsam vertraut und einander doch so unbekannt! Vielleicht hatte jeder Mann einen solchen Augenblick in seinem Leben, einen Augenblick höchster Romantik, wilden Abenteuers um jeden Preis. Er unterdrückte den brennenden Wunsch, ihre zarte Hand an sich zu pressen, bemühte sich krampfhaft, die vollendete Vornehmheit zu bewahren, die des rührenden Vertrauens eines so schönen Weibes würdig wäre. Italienerin, Spanierin, Polin oder Böhmin? Verheiratet? Verwitwet? Sie sagte ihm nichts — und er fragte nicht. Instinkt oder Schüchternheit verschlossen ihm den

Mund, aber der Kopf wirbelte ihm. Und die Nacht über ihnen war die sternenklarste, die er je gesehn, die duftendste, die einsamste — nur sie und er atmeten darin. Dann waren sie zu dieser Gartentür gekommen, und während sie öffnete, hatte sie gesagt: „Hier bin ich zu Hause. Sie haben sich reizend benommen, monsieur!"

Sie zog ihre leicht auf seinem Arm ruhenden Finger zurück. Trevillian erinnerte sich mit einem gewissen Staunen, wie er diese Finger geküßt hatte.

„Ich stehe immer zu Ihren Diensten, madame."

Ihre Lippen hatten sich leicht geöffnet. In ihren Augen lag eine schelmische Süße, wie er sie früher oder später niemals an einer andern Frau gesehn.

„Ich spiele jede Nacht. Au revoir!"

Er hörte ihre Schritte auf dem Gartenweg verhallen, sah Lichter in dem Haus aufflammen, das jetzt so leer und einsam dastand, sah sie wieder erlöschen. Dann ging er zum Kasino zurück und prägte sich den Weg zu dieser Gartentür Schritt für Schritt ein, so daß er ganz sicher war, ihn weder bei Tag noch bei Nacht verfehlen zu können ...

Eine leichte Brise wehte durch die Wildnis, in der er saß, und es raschelte in den trockenen Palmblättern. ‚On fait des folies!', wie die Franzosen sagen. Eine lose Gesellschaft, diese Franzosen! Sonderbar, wozu junge Männer fähig waren, wenn sie den Kopf verloren. Und der alte Trevillian pflückte eine Fliederblüte und führte sie an die Nase, als suche er darin eine Erklärung für die Torheiten der Jugend. Wie hatte er nur damals ausgesehn? Dünn wie eine Latte, sonngebräunt — er pflegte auf seine Bräune sehr stolz zu sein —, kleiner schwarzer Schnurrbart — ein Dandy in seiner Kleidung. Die Erinnerung an sein damaliges Aussehen durchwärmte ihn, wie er so dasaß und vor Alter fröstelte ...

‚On fait des folies!' Den ganzen nächsten Tag war er rastlos, fühlte sich in der Villa Rostakow unter Warwaras fragenden Blicken unbehaglich, und Gott allein wußte, welche Ausrede er für sein Fernbleiben am Abend erfand! Und was war aus seinem feierlichen Entschluß geworden, alles über jene dunkle Dame in Erfahrung zu bringen, den Kopf nicht in die Schlinge irgendeiner Ausländerin zu

stecken, und weder sie noch sich selbst zu kompromittieren? Alles war wie weggeblasen in dem Augenblick des Wiedersehns. Daß sie Inez hieß, war alles, was er während der ganzen drei Wochen von ihr erfahren hatte, und auch er vermied es, über sich zu sprechen; es war, als fühlten sie beide, daß genaueres Wissen alle Romantik zerstören müßte. Wann war er sich bewußt geworden, daß sie Gefallen an ihm gefunden hatte — in der zweiten, in der dritten Nacht? Der Blick ihrer Augen damals! Der Druck ihres Arms gegen den seinen! Hier, auf dieser Bank, über die er seinen Mantel gebreitet, um sie vor Erkältung zu schützen, hatte er seine stürmischen Geständnisse geflüstert! Sie war nicht mehr frei! Eine solche Frau konnte doch nicht frei sein! Aber was kümmerte das ihn? Enterbung, Achtung, Exil, solche Erwägungen verbrannten wie Strohhalme an der Flamme, die in ihm loderte, als er in der Dunkelheit an ihrer Seite saß, den Arm um sie geschlungen, ihre Schulter an die seine gepreßt! Wie traurig und spöttisch zugleich hatte sie ihn dann angeblickt, seine Stirn geküßt und war durch den dunklen Garten verschwunden. Mein Gott, was für eine Nacht dann folgte! Auf und ab die See entlang, verzehrt von innerer Glut! Wie komisch, wenn man sich so erinnerte — verteufelt komisch! Daß das Gesicht einer Frau solche Macht haben konnte! Und mit einem kleinen Chok erinnerte er sich, daß er während der ganzen tollen Zeit ihr Gesicht nie bei Tageslicht gesehn hatte! Natürlich verließ er Mentone sofort danach, er wollte seine Verrücktheit weder den aufrichtigen Augen der beiden Mädchen noch dem zynischen Blick des alten Viveurs Rostakow preisgeben. Aber er reiste auch nicht nach England zurück, obwohl sein Urlaub zu Ende war. Seinem Glück im Spiel verdankte er es, daß er noch eine Zeitlang sein eigener Herr sein konnte. Und nachher — die Sintflut! Die suchte ihn tatsächlich heim — eines Nachts, als der Regen in Strömen niederstürzte und ihn bis auf die Haut durchnäßte, während er auf sie wartete. Und nach jener Nacht der Regenfluten, die sie getrennt, hatte sie seine Leidenschaft erwidert ... Ein wilder junger Teufel! Welch wahnsinnige Nächte unter diesen Bäumen bei dem alten Brunnen! Wie er in der Dunkelheit auf dieser Bank gesessen war, mit wild pochendem, bebendem, sehnsuchtsbangem Herzen ... Mein Gott, w i e er bebend vor Sehnsucht auf dieser Bank gewartet

hatte! Wie närrisch junge Männer manchmal sein konnten! Und doch — hatte es in seinem ganzen Leben wieder solch eine Zeit voll wilder Süße gegeben? Solche Wochen, deren Leidenschaft jetzt noch eine so seltsame, jugendliche Wärme in ihm zu erregen vermochte? Er rieb sich die feingeäderten, magern Hände, hielt sie ins Sonnenlicht und schloß die Augen ... Da trat sie durch die Gartentür in den tiefen Schatten, ganz dunkel in ihrem schwarzen Kleid — immer in Schwarz. Wie ihr Hals schimmerte, wenn sie sich niederbeugte und seinen Kopf dagegen preßte! Im Rascheln der Palmblätter das ersterbende Murmeln ihrer Stimmen, das Klopfen ihrer Herzen ... Wahnsinnig waren sie beide gewesen! Plötzlich empfand er einen Schmerz im Rücken. In der letzten Zeit hatte er nur ganz selten an Rheuma gelitten. Verflucht! Das war eine Warnung! Zu seinen Füßen raschelte es, eine Eidechse kam auf die sonnenbeschienene Stelle heraus, nur Zungen und Augen bewegten sich; sie sah ihn an, den kleinen Kopf zur Seite gedreht — ein seltsames, flinkes, vertrocknet aussehendes Geschöpfchen! ... Und dann — das Ende! Wie unerhört grausam war sie ihm damals vorgekommen! Doch jetzt wurde ihm die Weisheit und Barmherzigkeit ihrer Handlungsweise klar. Wahrhaftig, sie hatte der wilden Zeit ein Ende gemacht, wie man ein Kerzenlicht ausbläst! Vom Erdboden verschwunden! Ins Unbekannte verschwunden, aus dem sie gekommen war; hatte ihn verstört und ausgebrannt nach England zurückkehren lassen, zurück in die Bank und zum sozial und moralisch durchaus einwandfreien Lebenswandel einer Stütze der Gesellschaft ...

Wie jene Eidechse unter den dürren, vertrockneten Blättern war auch sie verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen. Hatte sie je so für ihn empfunden wie er für sie? Wurden Frauen je von solch verzehrendem Feuer ergriffen? Trevillian zuckte die Achseln. Es hatte so ausgesehn, aber was wußte man eigentlich? Sonderbare Geschöpfe, die Frauen! Zwei Nächte lang war er wartend hier gesessen, krank vor Angst und Sehnsucht. Am dritten Tag hatte er die Villa beobachtet. Sie war versperrt, die Fensterläden geschlossen, lag verlassen da. Keinen Laut hatte er gehört, kein lebendes Wesen gesehn, außer einer gelblichweißen Katze. Sogar heute noch tat er sich leid, wenn er sich jener letzten Nachtwache entsann. Noch drei Tage

war er hier herumgestreift, um Kasino, Garten und Villa geschlichen. Kein Lebenszeichen! Kein einziges! ...

Trevillian erhob sich, er hatte wieder das Reißen im Rücken gespürt. Er betrachtete die Bank und sein offenes Gebetbuch. Wie? Hatte er es auf den feuchten Stein gelegt? Er runzelte die Stirn, glättete abergläubisch die Blätter, die durch sein Gewicht etwas verbogen und flachgedrückt waren, und schloß das Buch. Dann ging er der Gartentür zu. Waren jene leidenschaftlichen Stunden die besten oder die schlimmsten seines Lebens gewesen? Wirklich, er wußte es nicht.

Er trat in die heiße Sonne hinaus und schritt die Straße aufwärts. Als er um die Ecke bog, fand er sich plötzlich der alten Villa gegenüber. ‚Ja, hier bin ich gestanden,' dachte er, ‚gerade hier.' Was für eine Katzenmusik war das? Richtig, das Mädchen mit dem Leierkasten — da waren sie wieder! Wie war das nur? Ja natürlich! An jenem längstvergangenen Morgen war ein Leiermann vorbeigekommen, während er verzweifelt dastand. Er sah ihn noch vor sich, wie er drauflosspielte; ein Affe saß auf dem Kasten und eine Frau sang dasselbe alberne Lied. Plötzlich schien ihm alles trocken und verstaubt, er machte kehrt und ging weiter.

Worüber hatte er nur vorhin nachgedacht? Aha! Über dieses Frauenzimmer, die Rolfe, und den jungen Dummkopf, den Chesherford! Ja, er würde Agatha unbedingt warnen — unbedingt! Die Leute hier waren eine lose Gesellschaft!

Ich kannte ihn seit meiner frühesten Jugend, denn er hatte schon die Schuhe meines Vaters gemacht. In einer kleinen Seitengasse, die heute nicht mehr existiert, damals jedoch im besten Teil des Londoner Westends gelegen war, besaß er gemeinsam mit seinem ältern Bruder zwei kleine, ineinander führende Läden.

Diese Wohnung zeichnete sich durch eine gewisse ruhige Vornehmheit aus; nirgends stand angeschrieben, daß er Hoflieferant sei, nur der einfache deutsche Name ‚Gebrüder Geßler' war über der Tür zu lesen und im Schaufenster erblickte man nur wenige Paar Schuhe. Ich muß dran denken, daß mich der Gedanke nicht losließ, warum immer die gleichen Schuhe ausgestellt waren, denn er arbeitete nie auf Lager, sondern nur auf Bestellung, und es schien ganz unbegreiflich, daß seine Schuhe nicht gepaßt hätten. Hatte er sie am Ende nur für das Schaufenster gekauft? Auch das schien mir unbegreiflich. Unter keinen Umständen würde er in seinem Hause Ware geduldet haben, die nicht von seinen Händen stammte. Und überdies sahen sie viel zu schön aus: ein Paar Tanzpantöffelchen, so fein und zierlich, ein Paar Lackschuhe mit Stulpen aus Tuch, bei deren Anblick einem das Wasser im Mund zusammenlief, die hohen braunen Reitstiefel von wunderbarem, mattem Glanz, als wären sie, obzwar noch neu, schon hundert Jahre getragen worden. Solche Schuhe konnte nur ein Mensch hervorbringen, der ihre Seele ergründet hatte — so vorbildlich und vollendet waren sie als die Verkörperung des Ideals aller Fußbekleidung. Freilich kamen mir derlei Gedanken erst später, obwohl mich bereits im Alter von etwa vierzehn Jahren, als ich zum erstenmal etwas bei ihm bestellen durfte, eine leise Ahnung von seiner und seines Bruders Würde beschlich. Denn Schuhe machen — solche Schuhe wie seine — schien mir damals und scheint mir noch heute etwas Geheimnisvolles und Wunderbares.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich ihm eines Tages meinen jugendlichen Fuß hinhielt und schüchtern dazu bemerkte:

„Ist es nicht furchtbar schwer, solche Stiefel zu machen, Mr. Geßler?"

Und sein von einem roten Bart umrahmtes Antlitz verzog sich plötzlich zu einem Lächeln, als er zur Antwort gab: „Es ist eine Kunst!"

Fast schien es, als wäre er selbst aus Leder, denn sein Gesicht war gelb und runzlig, das gekräuselte Haar und der Bart rötlich, tiefe Furchen zogen sich bis zu den Mundwinkeln hinab und seine Stimme klang rauh und eintönig. Leder ist eben ein widerspenstiges Material, es ist zäh und läßt sich nur schwer verarbeiten. Und diese Eigenschaften standen auch in seinem Gesicht geschrieben, nur die graublauen Augen verrieten den stillen Ernst eines Mannes, den ein geheimes Ideal erfüllt. Sein älterer Bruder war ebenso fleißig und sah ihm derart ähnlich — wenn auch alle Züge an ihm verschwommener und blasser waren —, daß ich als Junge oft nicht recht wußte, mit welchem von beiden ich's eigentlich zu tun hatte, bis die Unterredung zu Ende kam. Blieben dann die Worte „Ich werde meinen Bruder fragen" aus, so wußte ich, daß e r es war, wurden sie dagegen geäußert, so war's sein älterer Bruder.

Als man älter wurde und es in seiner Lässigkeit mit dem Begleichen von Rechnungen nicht mehr so genau nahm, vergaß man doch sonderbarerweise niemals, die Rechnungen der Gebrüder Geßler zu bezahlen. Man hätte sich geniert hineinzugehn und, während seine blauen Augen einen durch die Stahlbrille ansahn, den Fuß zum Maßnehmen auszustrecken, wenn man ihm — sagen wir — mehr als zwei Paar Schuhe schuldig gewesen wäre. Aber bei solch einer kleinen Schuld hatte man gerad noch das beruhigende Gefühl, sein Kunde zu sein.

Denn ihm allzuoft Bestellungen zu geben, war ausgeschlossen — seine Schuhe waren unverwüstlich, sie schienen wie für die Ewigkeit gemacht. Fast hätte man sagen können, der Meister habe es ihnen bei der Arbeit eingehämmert, nie zu zerreißen.

Zu ihm ging man nicht so geschäftsmäßig wie in die meisten andern Läden, etwa mit dem Gefühl: ‚Nachdem Sie mich bedient haben, sind wir miteinander fertig,' sondern man trat gesammelt ein wie in eine Kirche, nahm auf dem einzigen Holzstuhl Platz, der sich

dort befand, und wartete, denn es war nie jemand zur Bedienung da. Bald erschien dann sein oder seines ältern Bruders Gesicht, das über das Geländer des dunklen Treppenschachtes herabsah, der zur Werkstatt emporführte und angenehm nach Leder roch. Hierauf ein Räuspern, schlurfende Tritte eines Mannes in Bastpantoffeln auf der engen Stiege, und er stand vor uns, ein wenig gebückt, ohne Rock, in einer Lederschürze und mit zurückgeschlagnen Hemdärmeln, und blinzelte mit den Augen wie eine vom Tageslicht geblendete Eule, als hätte man ihn aus einem schönen Traum von seinen schönen Schuhen aufgescheucht und als wäre er ärgerlich über diese Störung.

Dann fragte ich: „Wie geht es Ihnen, Mr. Geßler? Könnten Sie mir ein Paar russische Lederstiefel machen?"

Ohne ein Wort zu sagen, ging er wieder die Treppe hinauf oder in den andern Teil des Ladens; ich blieb ruhig auf dem Holzstuhl sitzen und atmete mit Wonne den Weihrauch ein, der das ganze Haus erfüllte. Bald kam er dann zurück, ein Stück goldbraunes Leder in der mageren, feingeäderten Hand. Den Blick darauf geheftet, bemerkte er: „Ein wunderschönes Stück!" Nachdem auch ich es bewundert hatte, sprach er wieder: „Wann müssen sie fertig sein?" Gewöhnlich gab ich zur Antwort: „Oh, sobald es Ihnen möglich ist." Worauf er fragte: „Morgen in vierzehn Tagen?" Oder wenn es sein älterer Bruder war: „Ich werde meinen Bruder fragen."

Dann murmelte ich: „Danke! Guten Morgen, Mr. Geßler!" „Guten Morgen!" gab er zurück und betrachtete noch immer das Stück Leder in seiner Hand. Beim Hinausgehn hörte ich, wie er in den Bastpantoffeln die Treppe wieder hinaufschlurfte, um oben den Traum von seinen Schuhen weiterzuträumen. Wenn er mir jedoch eine neue Art von Fußbekleidung anfertigen sollte, so pflegte er allerdings mehr Zeremoniell zu beobachten — dann zog er mir den Schuh aus, hielt ihn lange in der Hand und sah ihn mit kritischen und doch liebevollen Blicken an, als gedenke er der Begeisterung, mit welcher er ihn einstens schuf, und als tadle er zugleich die sorglose Art und Weise, in der man mit solch einem Meisterwerk umgesprungen war. Dann stellte er meinen Fuß auf ein Blatt Papier, fuhr zwei- oder dreimal mit dem Bleistift um ihn herum und betastete

mit nervösen Fingern meine Zehen, wobei er meine tiefsten Wünsche herausfühlen wollte.

Der Tag bleibt mir unvergeßlich, an dem ich mich veranlaßt sah, ihm zu sagen: „Hören Sie, Mr. Geßler! Das letzte Paar Schuhe knarrte."

Er sah mich einen Augenblick an, ohne etwas zu entgegnen, als erwartete er, daß ich den Vorwurf zurücknehmen oder wenigstens mildern würde. Dann sagte er:

„Sie hätten nicht knarren dürfen."

„Sie taten's aber doch."

„Sie ließen sie vielleicht vorzeitig naß werden?"

„Ich glaube nicht."

Darauf sah er zu Boden, als suchte er in der Erinnerung nach diesen Schuhen, und es begann mir aufrichtig leid zu tun, daß ich eine so ernste Angelegenheit zur Sprache gebracht hatte.

„Schicken Sie die Schuhe zurück," sagte er. „Ich will sie nachsehn."

Ein Gefühl des Mitleids für meine knarrenden Schuhe stieg in mir auf, so gut konnte ich mir vorstellen, wie er sich mit langem, sorgenvollem Blick forschend über sie beugen würde.

„Es gibt Schuhe," erklärte er langsam, „die von Geburt an nichts taugen. Wenn ich nichts mit ihnen machen kann, will ich sie von Ihrer Rechnung streichen."

Einmal (nur ein einziges Mal) ging ich, ohne dran zu denken, in seinen Laden in einem Paar Schuhe, die ich in einem großen Geschäft hatte kaufen müssen, da ich sie unerwartet brauchte. Diesmal nahm er meine Bestellung entgegen, ohne mir Leder zu zeigen, und ich konnte fühlen, wie sein Blick meine Fußbekleidung gleichsam zu durchdringen schien. Schließlich sagte er:

„Die Schuhe da sind nicht von mir."

Seine Stimme klang weder zornig noch sorgenvoll, ja nicht einmal verächtlich, aber er sprach mit solch eisiger Ruhe, daß es einem dabei kalt über den Rücken lief. Er beugte sich zu Boden und wies mit dem Finger auf eine Stelle, wo der linke Schuh, in dem Bestreben modern zu sein, nicht bequem saß.

„Da drückt's," sagte er. „Diese großen Geschäfte haben kein Ver-

antwortungsgefühl. Schund!" Und dann schien er plötzlich aufzutaun und redete lang und mit bittern Worten. Es war das einzige Mal, daß ich ihn über die Mühsal seines Berufs und die elenden Verhältnisse sprechen hörte.

„Denen fällt alles zu," meinte er, „nicht durch gute Arbeit, nur durch Reklame. Uns, die wir unsere Schuhe lieben, nehmen sie's weg. Bald werd ich ohne Arbeit sein — so weit kommt's noch. Jedes Jahr wird es schlimmer — Sie werden schon sehn." Und als ich in sein durchfurchtes Antlitz blickte, las ich darin Dinge, die ich niemals zuvor bemerkt, bittere Kämpfe, bittere Erlebnisse — und wie grau kam mir auf einmal sein roter Bart vor!

So gut ich konnte, erklärte ich ihm, wie ich eigentlich zu den Unglücksstiefeln gekommen war. Doch sein Gesicht und seine Stimme machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich ihm während der nächsten Minuten eine Bestellung auf mehrere Paar Schuhe gab. Aber des Schicksals Rache traf mich! Sie waren unverwüstlicher als je zuvor. Und nahezu zwei Jahre mußte ich warten, ehe ich ihn mit gutem Gewissen wieder aufsuchen konnte.

Als ich endlich hinging, sah ich zu meiner Überraschung, daß sich auf einem der kleinen Fenster seines Ladens ein anderer Name befand — ebenfalls der eines Schuhmachers, der natürlich Hoflieferant war. Die altvertrauten Schuhe standen nicht mehr in vornehmer Einsamkeit da, sondern waren in dem einen Schaufenster zusammengedrängt. Drinnen war das nunmehr enger gewordene Treppenhaus dunkler als sonst und roch noch stärker nach Leder. Und es dauerte auch länger als gewöhnlich, ehe ein Gesicht herunterblickte und man das Schlurfen der Bastpantoffel vernahm.

Endlich stand er vor mir und starrte mich durch seine rostige Stahlbrille an:

„Mr. —, nicht wahr?"

„Ah, Mr. Geßler," stammelte ich, „Ihre Schuhe sind aber gut! Sehn Sie, die da — noch immer sind sie nicht zerrissen!" Und ich hielt ihm meinen Fuß hin. Er besah ihn.

„Ja," sagte er, „mir scheint, die Leute wollen keine guten Schuhe mehr haben."

Da mich seine Stimme und der vorwurfsvolle Blick verwirrten,

fragte ich hastig: „Was haben Sie denn mit Ihrem Laden gemacht?“

Gelassen entgegnete er: „Die Miete war zu teuer. Wünschen Sie ein Paar Schuhe?“

Ich bestellte drei Paar, obgleich ich nur zwei brauchte, und verabschiedete mich rasch. Mich beschlich ein unbestimmtes Gefühl, als hätte ich seiner Meinung nach eine Art Treubruch an ihm begangen, oder vielleicht weniger an ihm als an seiner Idee des vollkommenen Schuhs — gewiß für die meisten ein peinliches Empfinden. Denn mein nächster Besuch, der erst viele Monate später stattfand, geschah — wie ich mich erinnere — mit dem Gefühl: ‚Aber ich kann doch den Alten unmöglich im Stich lassen . . .! Vielleicht bedient mich sein älterer Bruder.‘

Denn ich wußte wohl, daß sein älterer Bruder nicht Charakter genug hatte, mir einen Vorwurf zu machen, nicht einmal durch einen Blick.

Erleichtert atmete ich daher auf, als im Laden tatsächlich sein älterer Bruder zu sein schien, ein Stück Leder in der Hand.

„Guten Tag, Mr. Geßler,“ sagte ich, „wie geht es Ihnen?“

Er kam näher und sah mich forschend an.

„Mir geht es ganz gut,“ erwiderte er langsam, „aber mein älterer Bruder ist tot.“

Und ich merkte, daß er selbst es war — aber wie blaß und alt geworden! Nie zuvor hatte ich ihn von seinem Bruder reden hören.

Bestürzt murmelte ich: „Oh, es tut mir wirklich leid!“

„Ja,“ entgegnete er, „er war ein guter Mensch, er konnte gute Schuhe machen; nun ist er tot.“ Und er berührte mit dem Finger seinen Scheitel, wo das Haar auf einmal so dünn geworden war wie das seines armen Bruders, als wollte er damit andeuten, was dessen Tod verursacht hatte. „Er konnte eben den Verlust des andern Ladens nicht verschmerzen. Brauchen Sie ein Paar Schuhe?“ Er hielt das Leder empor: „Es ist ein schönes Stück.“

Ich bestellte mehrere Paare. Lange Zeit verstrich, ehe sie fertig wurden — aber sie waren besser als je. Einfach unmöglich, sie zu zerreißen. Und bald danach ging ich ins Ausland.

Über ein Jahr verfloß, bis ich wieder nach London zurückkam.

Mein erster Gang, um Einkäufe zu besorgen, galt meinem alten Freund. Sechzig Jahre war er alt gewesen, als ich fortging, einen Fünfundsiebziger fand ich wieder, so schwächlich, abgemagert und herabgekommen sah er aus, und diesmal erkannte er mich wirklich nicht.

„Ach, Mr. Geßler,“ sagte ich — das Herz krampfte sich mir bei seinem Anblick zusammen —, „was für großartige Schuhe Sie doch machen! Sehn Sie nur, ich habe dieses Paar fast die ganze Zeit während meiner Abwesenheit getragen, und es ist doch noch ganz gut, nicht wahr?“

Er blickte meine Schuhe lange an — es waren russische Lederstiefel —, und seine Züge schienen wie neu belebt. Indem er mit der Hand über den Spann fuhr, fragte er:

„Drücken sie da nicht? Ich erinnere mich, mit diesem Paar hab ich viel Müh gehabt.“

Ich versicherte ihm, daß sie prachtvoll paßten.

„Brauchen Sie ein Paar Schuhe?“ fragte er. „Ich könnte sie schnell fertig machen; schlechte Zeiten eben.“

„Ja gewiß — natürlich!“ rief ich. „Ich brauche allerhand Schuhe — jede Sorte!“

„Ich werd ein neues Modell anfertigen. Ihr Fuß muß größer geworden sein.“ Und ganz langsam befühlte er meinen Fuß und betastete meine Zehen, wobei er nur einmal zu mir aufsah und mich fragte:

„Hab ich Ihnen schon gesagt, daß mein Bruder tot ist?“

Es tat mir weh, ihm zuzusehn, so schwach war er geworden; ich war froh, als ich wieder gehen konnte.

Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, die Schuhe je zu erhalten, da kamen sie eines Abends an. Ich öffnete das Paket und stellte die vier Paare in einer Reihe auf. Dann probierte ich eines nach dem andern an. Sie waren über jeden Zweifel erhaben; in Maß und Form, in der Ausführung und Qualität des Leders waren sie das Beste, was er je geliefert hatte. Und in einem der Schuhe fand ich seine Rechnung. Der Betrag war derselbe wie gewöhnlich, und doch erschrak ich darüber. Denn niemals zuvor hatte er die Rechnung vor dem Quartalstag eingesandt. Ich rannte die Treppe hinab,

schrieb in aller Eile einen Scheck aus und trug ihn sofort zur Post.

Als ich eine Woche später an der kleinen Straße vorbeikam, wollte ich zu ihm hineingehen, um ihm zu sagen, wie großartig die neuen Schuhe säßen. Doch während ich vor seinem Laden stand, bemerkte ich, daß sein Name verschwunden war. Im Schaufenster befanden sich allerdings noch immer die zierlichen Tanzpantöffelchen, die Lackschuhe mit den Tuchstulpen und die mattglänzenden Reitstiefel.

Höchst besorgt trat ich ein. In den beiden Läden, die wieder miteinander verbunden waren, erblickte ich einen jungen Mann von englischem Typus.

„Ist Mr. Geßler zu Hause?" fragte ich.

Er sah mich etwas befremdet an, erwiderte jedoch sogleich zuvorkommend: „Nein, mein Herr, nein. Aber wir führen jeden Auftrag mit Vergnügen aus. Wir haben den Laden übernommen. Gewiß lasen Sie schon unsern Namen an der nächsten Tür. Wir arbeiten für eine ganze Reihe vornehmer Herrschaften."

„Schon gut," sagte ich, „aber was ist denn mit Mr. Geßler?"

„Ach!" entgegnete er, „der ist gestorben."

„Gestorben! — aber erst Mittwoch vor acht Tagen hat er mir die Schuhe da geschickt!"

„Ja ja," sagte er, „ein elender Tod! Der arme Alte hat sich zu Tode gehungert."

„Allmächtiger Gott!"

„‚Langsam verhungert,' konstatierte der Doktor. Ja, sehen Sie, er ist so 'n Sonderling in seiner Arbeitsweise gewesen! Konnte sich von dem Laden nicht trennen; kein Mensch außer ihm selbst durfte seine Schuhe anrühren. Wenn er einen Auftrag erhielt, so brauchte er eine Ewigkeit zum Fertigwerden. Aber die Leute wollen nun einmal nicht warten. So verlor er einen Kunden nach dem andern. Und da oben saß er Tag für Tag — niemand in London hat bessere Schuhe gemacht als er, das muß man ihm lassen. Aber wie soll man gegen die Konkurrenz aufkommen! Er wollte niemals annoncieren. Nur das beste Leder war ihm gut genug und alles mußte er selbst machen. Und so ist's nun gekommen. Was hätte man bei seinen überspannten Ideen auch anderes erwarten können!"

„Doch zu verhungern —!"

„Vielleicht ist das etwas übertrieben, aber ich hab' ihn selbst gesehn, wie er Tag und Nacht bis zum letzten Augenblick über seinen Schuhen saß. Ich hab' ihn oft beobachtet. Nie ließ er sich genügend Zeit zum Essen; nie hatte er einen Penny im Haus. Alles ging auf Miete und Leder auf. Wie er's so lang aushalten konnte, bleibt mir ein Rätsel. Das Lebenslicht ist ihm ausgegangen. Er war ein Sonderling. Aber gute Schuhe hat er gemacht."

An einem schönen Tage im Frühsommer, noch ehe die Vögel ihr Frühlingslied zum letztenmal sangen und die letzten Blüten von den Bäumen fielen, saßen wir in einem Garten in London, als unser Freund plötzlich sagte:

„Horch! Das ist ja ein Distelfink!" Es waren viele Schwarzamseln, Drosseln und Meisen im Garten und des Nachts eine Eule; auch ein Christoph Columbus von einem Kuckuck, der dieses grüne Fleckchen Erde für die Gefilde von Kent und Surrey hielt, verirrte sich regelmäßig einmal im Jahr hierher; aber einen Distelfinken hatte man hier noch nie gesehen.

„Ich höre ihn — dort drüben!" sagte unser Freund wieder, erhob sich und ging auf das Haus zu.

Als er zurückkam, setzte er sich wieder zu uns und bemerkte:

„Ich wußte nicht, daß ihr einen Vogel im Käfig haltet!" Wir erklärten ihm, daß unsere Köchin einen Kanarienvogel besitze.

„Einen Bastard!" sagte er kurz.

Eine tiefe Erregung, die keiner von uns recht begreifen konnte, hatte ihn anscheinend ergriffen.

Plötzlich brach es aus ihm hervor:

„Ich kann es nicht ertragen, daß man etwas Lebendiges — Tiere, Vögel oder Menschen — in Käfige einsperrt. Ich hasse den Anblick, ja schon den Gedanken daran." Er sah uns zornig an, als hätten wir ihm in hinterlistiger Weise dies Geständnis entlockt, und fuhr rasch fort:

„Vor einigen Jahren besuchte ich mit einem Freund, der soziale Einrichtungen und Verhältnisse kennenlernen wollte, eine deutsche Stadt. Eines Tages schlug er mir vor, ein Gefängnis mit ihm zu besichtigen. Ich hatte damals noch keines gesehen und willigte ein. Es war ein Tag gerade wie der heutige — ein vollkommen klarer Himmel, und alles lag in einem frischen Sonnenglanz, wie man ihn nur in einigen Gegenden Deutschlands sehen kann. Das

Gefängnis, inmitten der Stadt, war von sternförmiger Gestalt, eines von denen, die man drüben nach dem Plan von Pentonville gebaut hatte. Das System, sagte man uns, war dasselbe, nach dem hier vor vielen Jahren gearbeitet wurde. Die Deutschen waren damals und sind zweifellos heute noch von der Idee verblendet, ihre Gefangenen in vollkommener Einsamkeit halten zu müssen. Damals jedoch erblickten sie darin ein neues Spielzeug und widmeten sich ihm mit jener fanatischen Gründlichkeit, die den Deutschen besonders eigen ist. Ich will keine Beschreibung der Anstalt geben oder dessen, was wir dort sahen; ich muß sagen, daß sie ausgezeichnet geleitet wurde, soweit dies bei einer so entsetzlichen Einrichtung möglich ist; der Direktor machte auf alle Fälle einen günstigen Eindruck auf mich. Ich will nur etwas erzählen, das ich nie wieder vergessen kann, weil es mir für ewige Zeiten als Symbol der Gefangenschaft aller Lebewesen: Menschen oder Tiere, großer oder kleiner, vor Augen stehen wird."

Unser Freund hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er mit noch tieferer Erregung in der Stimme fort, als müßte er sich Gewalt antun, aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung herauszutreten.

„Wir hatten bereits das ganze düstere Gebäude besichtigt, als der Direktor meinen Freund fragte, ob er einen oder zwei der lebenslänglich Eingekerkerten zu sehen wünsche.

‚Ich will Ihnen einen zeigen,' sagte er, ‚der schon seit siebenundzwanzig Jahren hier ist. Sie können sich wohl denken' — ich erinnere mich noch genau seiner Worte —, ‚daß die lange Gefangenschaft ihn allmählich aufgebraucht hat.' Während wir nach der Zelle des Sträflings gingen, erzählte man uns seine Geschichte. Er war bei einem Kunsttischler in der Lehre gewesen und hatte sich, als er noch ein Junge war, einer Einbrecherbande angeschlossen, um seinen eigenen Herrn auszurauben. Bei dem Diebstahl ertappt, hatte er blindlings zugeschlagen und seinen Meister auf der Stelle getötet. Er wurde zum Tode verurteilt, aber dank irgend einer Hoheit, die der Anblick von Leichen — wenn ich nicht irre, bei der Schlacht von Sadowa — aus der Fassung gebracht hatte, zu lebenslänglichem Kerker begnadigt.

Als wir in seine Zelle traten, stand er, in seine Arbeit vertieft, vollkommen ruhig da. Er sah aus wie ein Mann von sechzig, obgleich er nicht mehr als sechsundvierzig sein konnte, — eine gebeugte, zitternde, verwitterte Gestalt, mit einer dunkelgrauen Schürze angetan. Sein Gesicht hatte dieselbe mehlige Farbe, dasselbe mehlige Aussehen wie die Gesichter aller Gefangenen. Seine Züge waren so verwischt, daß sie ganz ausdruckslos erschienen; die Wangen waren hohl; die Augen groß, doch ihrer Farbe kann ich mich nicht mehr entsinnen, wenn sie überhaupt eine Farbe hatten. Als wir einer nach dem andern durch die eiserne Tür eintraten, nahm er seine runde Mütze ab, die ebenfalls dunkelgrau war, wie alles um ihn her, und wir sahen seinen staubigen, fast kahlen Kopf, der nur noch wenige borstige Grauhaare aufwies; er stand in dienstbereiter Haltung da und starrte uns demütig an. Wie eine Eule war er, die vom Tageslicht geblendet wird. Habt ihr jemals ein kleines Kind gesehen, das zum erstenmal krank ist — voll Staunen und Bestürzung über seine eigenen Schmerzen? Gerade so blickte er uns an, aber dabei mit solch unendlicher Güte! Wir hatten viele Gefangene gesehen, doch er war der einzige, dessen Antlitz diese ungeheuerliche Güte zeigte. Auch der Ton seiner Stimme: ‚Ja, Herr Direktor' — ‚Nein, Herr Direktor' — so sanft und hoffnungslos — sie klingt mir wieder im Ohr — keine Spur von Willenskraft besaß er mehr!" Unser Freund hielt inne und runzelte die Stirn bei dem angestrengten Nachdenken, sich die Szene wieder zu vergegenwärtigen. „Er hielt in seiner Hand," fing er bald wieder an, „ein Stück steifes Papier, worauf er das Neue Testament in Blindenschrift abschrieb. Als er mit seinen magern Fingern über die Zeilen hinfuhr, um uns zu zeigen, wie leicht die Blinden sie zu lesen vermöchten, konnte man bemerken, daß seine Hände so staubig wie die eines Müllers aussahen. In der Zelle war nichts, wovon dieser Staub hätte herrühren können, und es schien mir, als wäre es gar nicht Staub auf seinen Händen, sondern die Ausscheidung dieser menschlichen Pflanze, die hinwelkte, in Staub zerfiel. Das Blatt Papier bebte, als er es in die Höhe hielt, wie die Schwingen eines Insekts. Einer von uns fragte, wer das betreffende System erfunden hätte, und zählte einige Namen auf. ‚Nein, nein,' sagte er und zitternd vor Eifer quälte er sich, den richtigen Namen zu finden. Schließlich ließ er den Kopf sinken und murmelte: ‚Ach,

Herr Direktor, ich kann nicht!' Dann stieß er auf einmal, sich förmlich überstürzend, den Namen hervor. Und in diesem Augenblick sah er zum erstenmal wirklich wie ein Mensch aus. Niemals vorher hatte ich den Wert der Freiheit so klar erkannt, die wahre Bedeutung unseres Umgangs mit andern Menschen, die Notwendigkeit für den Geist, sich ununterbrochen durch Aug und Ohr zu betätigen: durch den Zwang, sich erinnern zu müssen und das zu verwerten, was im Gedächtnis haften bleibt. Dieser Mensch hat eben nie im Leben sein Gedächtnis nötig gehabt; er war wie eine Pflanze, die an einem Orte wuchs, wo kein Tau sie befeuchten konnte. Das Leuchten zu beobachten, das über sein Gesicht glitt bei der bloßen Erinnerung eines Namens, wirkte wie der Anblick eines einzigen grünen Blättchens, das der Wurzel eines verdorrten Strauchs entsprießt. Es ist wunderbar, sage ich euch, was der Mensch aushalten kann — mehr als jedes andere Lebewesen!"

Unser Freund erhob sich und begann auf und ab zu gehen.

„Seine Welt war nicht groß, ungefähr vierzehn Fuß lang und acht Fuß breit. Siebenundzwanzig Jahre hindurch hatte er darin gelebt, ohne auch nur eine Maus zum Freund zu haben. Im Gefängnis wird alles gründlich besorgt. Bedenkt nur, welche ungeheure Lebenskraft der menschliche Organismus besitzen muß, wenn ein Mann das aushalten soll ... Was, glaubt ihr," fuhr er fort und wandte sich uns zu, „hat dieses Restchen seiner Vernunft lebendig erhalten? — Nun, ich will's euch sagen: Während wir noch immer seine Blindenschrift betrachteten, zeigte er uns plötzlich ein Holzbrett vom Umfang einer größeren Photographie. Es war das Bild eines jungen Mädchens, das inmitten eines Gartens saß, mit leuchtenden Blumen in der Hand. Im Hintergrund sah man einen schmalen, gewundenen Fluß, der mit Schilf bewachsen war, am Wasser stand ein merkwürdiger Vogel, fast wie ein Rabe anzuschauen, und neben dem Mädchen ein Baum mit großen hängenden Früchten, seltsam symmetrisch gezeichnet, so wie noch nie ein Baum gewachsen war, und doch lag etwas darin, das man in allen Bäumen findet, — es scheint, als ob sie eine Seele hätten und die Freunde der Menschen wären. Das Mädchen starrte uns gerade ins Gesicht mit vollkommen runden blauen Augen, und die Blumen, die es in der

Hand hielt, schienen uns ebenfalls anzustarren. Mir kam es vor, als ob das ganze Bild voll von — wie soll ich es nur nennen? — voll von Staunen und Verwunderung wäre. Es zeigte die primitiven Farben und die unzulängliche Linienführung der frühen italienischen Meister, und wie bei diesen konnte man sehen, daß der Schöpfer die Schwierigkeiten der Ausführung nur durch die liebevollste Hingabe bewältigt hatte. Einer von uns fragte ihn, ob er schon vor seiner Verurteilung Zeichnen gelernt hätte, doch der arme Kerl mißverstand die Frage. ‚Nein, nein,' sagte er, ‚der Herr Direktor weiß ja, daß ich kein Modell hatte, es ist ein Phantasiebild!' Und das Lächeln, das über sein Gesicht huschte, hätte selbst einen Teufel zu Tränen rühren können! In dieses Bild hatte er alles hineingelegt, wonach sein Herz sich sehnte — Frauen, Blumen, Vögel, Bäume, blauen Himmel und fließendes Wasser — und das große Staunen seiner Seele, daß e r von all dem ausgeschlossen war. Achtzehn Jahre lang, sagten sie, hätte er daran gearbeitet, immer wieder sein Werk zerstört, um es von neuem anzufangen, bis nach unzähligen Versuchen dieses Bild zustande kam. Es war ein Meisterstück. Ja, hier hauste er schon seit siebenundzwanzig Jahren, lebenslänglich dazu verdammt, lebendig begraben zu sein — ohne Gesicht, Gehör, Geruch gebrauchen zu können, ohne Fühlung mit Natur oder Menschen nehmen zu können, selbst ohne jede Erinnerung daran; und seine ausgehungerte Seele hatte diese Vision eines jungen Mädchens hervorgezaubert, mit den Augen voll von Staunen und mit Blumen in der Hand. Es ist der höchste Triumph des menschlichen Geistes und das höchste Zeugnis für die Macht der Kunst gewesen, das ich je erlebt habe."

Unser Freund lachte kurz auf: „Aber so fühllos und abgestumpft sind wir Menschen, daß es mir im Augenblick gar nicht zum Bewußtsein kam, was für Qualen und Martern dieser Mann durchzumachen hatte. Doch bald darauf begriff ich's. Ich sah gerade seine Augen, als er dem Direktor auf eine Frage nach seiner Gesundheit zu antworten versuchte. Mein Lebtag werd ich den Anblick nicht wieder vergessen. Sie waren die verkörperte Tragödie — all die endlosen Jahre des Schweigens und der Einsamkeit, die er durchlebt hatte, all die endlosen Jahre, die ihm noch bevorstanden, ehe sie ihn

auf dem Kirchhof draußen begruben, starrten uns daraus entgegen. Es lag so viel überwältigendes Elend in ihnen, wie ich es so ungeheuerlich in den Augen aller freien Menschen zusammengenommen noch nicht gesehen habe. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und eilte aus der Zelle. Seit damals fühle ich, was die Russen bei ihren Rückfällen in die Barbarei fühlen sollen: wie das Leiden heilig macht! Ich fühlte, daß wir uns alle vor ihm hätten beugen sollen; daß ich, obgleich frei und rechtschaffen, doch nur ein Scharlatan, ein Sünder war angesichts dieses lebenden Gekreuzigten. Was immer er auch verbrochen hatte — ganz gleich, was er war —, gegen diesen armen, verlorenen Menschen war so gesündigt worden, daß ich mir wie der Schmutz unter seinen Füßen vorkam. Wenn ich an ihn denke, der, soviel ich weiß, noch immer dort ist, faßt mich etwas wie Raserei gegen mein eigenes Geschlecht. Dann fühle ich den ganzen unendlichen Jammer aller eingekerkerten Geschöpfe in der Welt."

Unser Freund wandte sich ab und schwieg geraume Zeit. „Wie ich mich erinnere," sagte er endlich, „fuhren wir auf dem Rückweg durch den Stadtpark. Dort war alles frei und hell; alle möglichen Bäume — Linden, Blutbuchen, Eichen, Sykomoren, Pappeln, Birken und Apfelbäume —, die in voller Blüte standen, strömten ihren Duft aus; jeder Zweig, jedes Blatt schien vor Freude zu leuchten. Der Park war voll von Vögeln, den Symbolen der Freiheit, die im Sonnenlicht umherflogen und nach Herzenslust sangen. Ja, es war so schön wie ein Märchen. Und ich mußte daran denken, wie in der ganzen Natur nur Menschen und Spinnen andere Geschöpfe so andauernd und langsam zu Tode quälen, und wie nur der Mensch kalten Blutes an seiner e i g e n e n Art so handelt. Soweit ich weiß, ist das eine naturgeschichtliche Tatsache, und ich kann euch nur sagen: Wer je wie ich das ungeheuerliche Elend in den Augen jenes Mannes gesehen hat, kann nie wieder wie zuvor der Menschheit gegenüberstehen.

Am gleichen Abend saß ich im Café am Fenster; Musik, Unterhaltung und Gelächter durchschallten den Raum. Ich sah die Leute auf der Straße vorbeigehen: Kommis und Ladenmädchen, Soldaten, Kaufleute, Beamte, Geistliche, Bettler, Aristokraten, Lebedamen. Aus den Fenstern fiel heller Lichtschein auf die Straße, und die Bäume, deren Blätter sich leise bewegten, hoben sich dunkel von dem wundervollen tiefblauen Nachthimmel ab. Aber meine Gedanken weilten ganz woanders. Fortwährend sah ich das bleiche, gütige Gesicht des armen Teufels, seine Augen, seine staubigen, zitternden Hände vor mir, und das Bild, das er dort in der Hölle gemalt, wollte mir nicht aus dem Sinn. Und jedesmal, wenn ich ein Lebewesen, Mensch oder Tier, eingekerkert sehe oder von dem einsamen Dasein eines Gefangenen höre, steht mir das Bild wieder vor Augen."

Unser Freund schwieg. Bald darauf erhob er sich und nach ein paar entschuldigenden Worten ging er fort.

Als ich unlängst in einer Gegend Westenglands weilte, die ich bis dahin noch nie besucht hatte, unternahm ich an einem schönen, aber ziemlich kalten Märzmorgen einen langen Streifzug. Ich befand mich gerade in solch einer ernüchterten Stimmung, wie sie einen Schriftsteller, dessen Selbstvertrauen und Ideen erschöpft sind, so leicht befällt, eine Beute der stets wiederkehrenden Verzweiflung, mit der der Mann der Feder unablässig im Kampfe liegt, ein Kampf, der — um den Ausdruck eines meiner Freunde zu gebrauchen — seinen Beruf erst zu einem ‚männlichen' macht. ‚Ja,' dachte ich, obwohl die Luft so frisch war und die Sonne so hell strahlte, ‚mir will jetzt nichts einfallen, kein Geistesblitz kommt mir, keine jener plötzlich auftauchenden Visionen, die das Herz eines armen Teufels erfreuen und erwärmen und Hirn und Feder in Bewegung setzen. Eine böse, böse Sache!' Und meine Augen, die über die Hügel und Täler, die Wälder, das Heidemoor und die Felsen jener schönen Gegend schweiften, nahmen all die Lieblichkeit mit dem tiefen Mißbehagen eines Menschen in sich auf, der beim Anblick der Schönheit das Gefühl hat, daß er sie nicht wiederzugeben vermag. Die hohen Hecken der Wege waren eben gestutzt worden, und man konnte über sie hinweg die Felder, den Stechginster und die noch kahlen Wälder sehn mit den rosigbraun getönten Buchen und Birkenzweigen und dem staubfarbenen Safrangelb der Lärchen. Plötzlich wurde mein Blick durch etwas Lebendiges festgehalten, eine Art schwarzweißen Wirbels in der Luft. ‚Aha!' dachte ich, ‚eine Elster. Zwei! Drei! Bravo! Soll das ein gutes Omen sein?' Die Vögel waren aus einem Feld aufgeflogen, ihr flatternder Zug, der sich in einer Schlangenlinie bewegte — der schönste Vogelflug —, war bald im Walde drüben verschwunden. Aber etwas hatte er zurückgelassen, etwas in meinem Herzen; ich schöpfte wieder Hoffnung, war weniger geneigt, über mein geistiges Versagen nachzugrübeln, und eher imstande, die Eindrücke dieser mir neuen Landschaft auf mich wirken zu

lassen. Von jenseits des Hügels, über den der vielfach gewundene Heckenweg führte, klangen Kirchenglocken hell herüber, und kaum dreihundert Schritt weiter kam ich zu einem Gemeindeanger, der den Hof einer altersgrauen Kirche mit viereckigem Turm umgab, wo Männer in ländlichem Feststaat: schwarzem Anzug, heller Krawatte, steifem Hut, und mit unglaublich herausgeputzten Frauen in Gruppen plaudernd beisammenstanden.

Was geht da vor? fragte ich mich. Es ist weder Sonntag noch der Geburtstag eines Potentaten, und gewiß begehen doch die Leute die Namenstage ihrer Heiligen nicht auf solche Weise. Es muß wohl eine Hochzeit sein. Ja, da sind ja auch Hochzeitsschleifen! Ich will hineingehn und mir's ansehn! Ich durchschritt die wartenden Gruppen, trat in die Kirche und ging das Schiff entlang. Eine ganz ansehnliche Menge stand bereits herum, alle Gesichter der Tür zugewandt, und das herkömmliche, bei Trauungsfeierlichkeiten geduldete Summen und Flüstern ließ sich vernehmen. Die Kirche war vor vielen hundert Jahren erbaut worden und, wie es in solch abseits gelegenen Pfarren Brauch gewesen zu sein scheint, hatte man dabei an eine Bevölkerung gedacht, die nach dem Bibelwort ‚Seid fruchtbar und mehret euch!' lebte. Doch die ganze Gemeinde hätte gut in einem Viertel des Raumes Platz gefunden. Die Kirche war luftig und nur von der allgemeinen Erregung und einem Trangeruch durchwärmt. Jedenfalls herrschte mehr Leben, als ich in solch einem echt ländlichen Bezirk jemals gesehn oder gerochen hatte.

Die Glocken, die bis dahin sozusagen mit lässiger Heiterkeit gebimmelt hatten, läuteten nun in eiligen, dröhnenden Schlägen, wie sie die Ankunft einer Braut ankündigen, und die Leute, an denen ich draußen vorbeigegangen war, drängten herein. Ich bemerkte etwas abseits einen jungen Mann — fast noch ein Knabe — mit einem hübschen, freimütigen Gesicht, der an den nervösen Bewegungen seiner behandschuhten Hände und dem einfältigen Lächeln leicht als der Bräutigam zu erkennen war. Er gefiel mir, denn er stand entschieden über dem durchschnittlichen Bauerntölpel, sein Gesicht hatte einen offenen gutmütigen Ausdruck. Aber niemand schenkte ihm die geringste Aufmerksamkeit, alles wartete auf die Braut. Und auch mich ergriff eine gewisse Erregung. Wie mochte dieses junge Ding wohl

aussehn? Wie ein gewöhnliches Bauernmädchen in enganliegendem Kleid und grobem Schleier, mit vollen, hochroten Wangen und den Augen eines Kaninchens? Oder glich sie vielleicht jenem kleinen walisischen Mädchen, das ich einmal in den Bergen traf und desgleichen ich nie wieder gesehen habe? Ich beugte mich vor und sprach eine Frau mit kugelrundem Gesicht an, die im nächsten Kirchstuhl saß. „Können Sie mir sagen, wer die Braut ist?"

Aus ihren grauen runden Augen betrachtete sie mich mit jenem mißtrauischen Blick, mit dem man Fremde zu mustern pflegt, und erwiderte:

„Na, wissen Sie's denn nicht? Gwenny Mara heißt sie, ein Prachtmädel, das schönste in der ganzen Gegend." Und mit dem Daumen auf den unbeachteten Bräutigam weisend, fügte sie hinzu: „Der Junge hat Glück. Das Mädel ist wie ein Sonnenstrahl, und brav ist sie auch."

Gänzlich konnte mich diese Beschreibung doch nicht überzeugen, und ich machte mich auf das Ärgste gefaßt.

Da — ein Murmeln, eine Bewegung, ein Rascheln!

So wie alle andern wandte auch ich mich ungeniert um. Am Arm eines Mannes mit hartem, fast zigeunerhaftem Gesicht, in bäuerlichem Galaanzug, kam sie das Kirchenschiff entlang.

Wie ich sie so in der düstern Kirche inmitten all der dunkel gekleideten Leute den Mittelgang heraufschreiten sah, konnte ich sie nur mit einem tanzenden Sonnenstrahl vergleichen. Nie noch hatte ich ein so süßes, glückstrahlendes Gesicht gesehn. Erwartungsvoll lächelnd, schien sie sich ihrer Umgebung kaum bewußt; ihr Haar leuchtete golden selbst durch den groben Schleier und ihre klaren schwarzbraunen Augen schauten lebhaft umher — ein reizender Anblick. Unwillkürlich mußte man an einen Apfelbaum denken, dessen Blüten in der Frühlingssonne erglänzen. Sie besaß jene Heiterkeit, die sich auf die Umgebung überträgt und die wahrer, einfacher Herzensgüte entspringt. Es war mir geradezu eine Erleichterung, daß mir der Bräutigam so gut gefallen und ich das Gefühl hatte, sie komme in gute Hände.

Der einzige Blumenschmuck in der Kirche waren frühe Narzissen, doch diese ersten Sonnenkinder schienen ganz besonders gut zur Hoch-

zeit des Mädchens zu passen. Beim Verlassen des Gotteshauses wurde sie mit diesen Blumen beworfen und auch mit den abscheulichen Confetti, ohne die anscheinend auch die einfachsten Menschen nicht selig werden können. Es gibt Dinge im Leben, die einen gütig stimmen — Sonnenschein, fast jede Musik, alle Blumen, viele Kinder, manche Tiere, Wolken, Berge, Vogelsang, Himmelsblau und Tanz, und hie und da ein junges Mädchenantlitz. Und ich hatte das Empfinden, daß ihr bloßer Anblick uns alle besser machte.

Als sie fortgefahren war, fand ich mich an der Seite eines lahmen alten Mannes mit einem Backenbart und prächtigen Augen, der noch immer lächelte, als der Wagen schon längst verschwunden war. Vielleicht bemerkte er, daß auch ich lächelte, denn er sagte: „Eine komische Sache, wenn ein Mädel wie dieses heiratet, man zittert fast um sie, wahrhaftig, man zittert." Und auf mein Kopfnicken fügte er hinzu: „Sie ist wirklich wie ein Sonnenstrahl, sie wird uns allen hier sehr abgehn, jawohl. Wir haben keine zweite wie sie."

„War das ihr Vater?" fragte ich, nur um etwas zu sagen. Er sah mich durchdringend an und schüttelte den Kopf.

„Nein, sie hat keine Eltern, Mr. Mara ist sozusagen ihr Onkel. Nein, Eltern hat sie nicht," wiederholte er, und seine Stimme klang etwas beunruhigt und vielsagend zugleich, als wüßte er Dinge, die er nicht verraten wollte.

Da es nichts mehr zu erwarten gab, ging ich in das kleine Dorfwirtshaus und bestellte Brot und Käse. Innen feuchteten die männlichen Kirchenbesucher unter erheblichem Lärm ihre Kehlen an und ich, als Fremder, hatte die Veranda für mich allein; von der Märzsonne beschienen, beendete ich mein einfaches Mahl, zahlte und machte mich auf den Weg. Aufs Geratewohl schlug ich einen der drei Pfade ein, die am Ende des Gemeindeangers abzweigten, und folgte gemächlich seinen Windungen zwischen hohen Abhängen hin, glücklich in dem Bewußtsein, daß ich nicht die mindeste Ahnung hatte, wohin er mich führen würde, was ja die Hauptsache bei solch einem ländlichen Streifzug ist. Abgesehn von einem Häuschen in einer Mulde und einem auf einer Anhöhe gelegenen Bauernhof, kam ich an nichts und an niemandem vorüber. Der Frühling hielt spät seinen Einzug in diese Gegend; an den Bäumen hatten sich bisher fast noch keine

Knospen gebildet, und ab und zu trieb der Wind inmitten plötzlich hervorbrechenden Sonnenscheins vereinzelte Schneeflöckchen an mir vorbei. Bei einer Fichtengruppe an einer hochgelegenen Wegbiegung senkte sich der Pfad jäh zu einem langgestreckten Bauernhaus hinab, das im Hintergrund seines Wirtschaftshofes lag. Drei Leiterwagen und ein leerer Personenwagen mit emporstehenden Deichseln standen dort. Und plötzlich erkannte ich an einigen Narzissen auf den Sitzbänken und Confetti auf dem Boden, daß ich auf das Haus der Braut gestoßen war, in dem jetzt sicher das Hochzeitsfest gefeiert wurde.

Obwohl meine Neugier dadurch nicht Befriedigung fand, betrachtete ich die moosbewachsenen Mauern und das Strohdach des alten Hauses, die Tauben, Schweine und Hühner, die sich zwischen dem Wohnhaus und den Scheunen umhertrieben; ich schritt den Heckenweg hinab, der zur Rechten neben einem Bach wieder steil anstieg. Zu meiner Linken dehnte sich ein langgestreckter Lärchenwald, zur Rechten lagen unbebaute Felder mit vielen Bäumen. Der Heckenweg endete bei einem Gatter unterhalb der schroffen Felszacken, die das steil ansteigende Heidemoor krönten. Ich stand an die oberste Latte gelehnt und überlegte, ob ich hinaufsteigen solle oder nicht. Das Farnkraut war größtenteils schon im Herbst geschnitten worden, und kaum hundert Schritt weiter schwelte der Stechginster; die kleinen blutroten Flammen und der blaue Rauch, die gelben Ginsterblüten, das Sonnenlicht und vereinzelt hintreibende Schneeflocken verschmolzen zu einem merkwürdigen Farbengemenge.

Ich hatte mich entschlossen, den Felsen zu besteigen, und stieß eben das Gatter auf, als ich plötzlich eine Frau erblickte, die auf einem Stein an der Mauer saß, von der der Lärchenwald begrenzt wurde. Sie hielt den Kopf in den Händen und wiegte sich hin und her; ihre Augen mußten geschlossen sein, denn sie hatte mich nicht bemerkt. Sie trug ein blaues Wollkleid, ihr Hut lag neben ihr, und die dunklen Haare hingen ihr wirr ins Gesicht. Dieses rote, erhitzte Gesicht zeigte einen wilden und zugleich verstörten Ausdruck. Ein Antlitz, das einst schön gewesen und durch das Leben und die Leidenschaft vergröbert und verzerrt ist, bietet einen traurigen Anblick. Ihre Kleidung, der Hut und die Frisur hatten einen städtischen Anstrich

und jenes unbestimmte Etwas, das Frauen anhaftet, deren Beruf es ist, Männer anzulocken. Und doch war einiges Zigeunerhafte an ihr, als stamme sie nicht aus der Stadt.

Der Anblick einer Frau, die sich inmitten der unberührten Natur rückhaltlos ihrem Kummer hingibt, ist so selten, daß man kaum davon ungerührt bleiben kann. Und so stand ich da und wußte nicht, was in aller Welt ich tun sollte. Immer noch wiegte sie sich hin und her, ihr Mieder krachte leise, und ein schwaches Stöhnen kam von ihren Lippen; und plötzlich sank ihr Kopf vornüber auf die Knie, die Arme fielen seitwärts herab, als wäre sie bewußtlos geworden. Wie hätte ich weitergehn und sie so zurücklassen können? Und doch, konnte ich sie in ihrem Schmerze stören, der nicht rein körperlich zu sein schien?

Unentschlossen blieb ich stehn und beobachtete sie. Die Ecke da war vollkommen windgeschützt, die Sonne schien beinahe heiß, und in windstillen Augenblicken drang der Geruch des schwelenden Stechginsters bis hierher. Während einiger Minuten war die Frau völlig regungslos geblieben; ich glaubte schon, sie sei tatsächlich ohnmächtig geworden, und trat auf sie zu. Ihr zusammengesunkener Körper strömte Hitze und einen faden Geruch von Veilchenpuder aus, und auf den Wangen konnte ich, wenn auch vom Ostwind verwischt, noch Spuren von Schminke gewahren; oberflächlich betrachtet wirkte ihr Gesicht aufgedunsen-trotzig, aber wenn man näher hinsah, bemerkte man, daß es recht hergenommen war. Ihr Atem ging leise und stoßweise.

Ich faßte Mut und berührte ihren Arm. Sie hob den Kopf, blickte mich an. Ihre Augen waren das Beste, was ihr geblieben war; sie mußten einst sehr schön gewesen sein. Jetzt waren sie vom Wind gerötet und der wilde, bestürzte Blick, mit dem sie aufgesehen hatte, verwandelte sich in das eigentümliche, halb freche, halb verstohlene Anstarren gewisser Weiber. Sie sprach kein Wort; in meiner Verlegenheit zog ich die Feldflasche mit Portwein hervor, die ich immer auf meinen Wanderungen mit mir führe, und stammelte:

„Entschuldigen Sie — fühlen Sie sich nicht ganz wohl? Möchten Sie vielleicht —?" Ich schraubte die Hülse ab und hielt ihr die Flasche hin. Einen Augenblick starrte sie ausdruckslos darauf, griff dann danach und sagte:

„Sehr freundlich von Ihnen. Ich fühle, daß ich's brauchen kann." Sie setzte die Flasche an die Lippen, lehnte den Kopf zurück und trank. Vielleicht war es die weich klingende Sprechart, die sie verriet, vielleicht die natürlich-kräftigen Linien ihrer Gestalt, die beim Zurückbeugen hervortraten, aber irgendwie schien das Federkleid des Stadtvogels plötzlich von ihr abzufallen.

Sie gab die Feldflasche, in der kein Tropfen geblieben war, zurück und sagte mit hartem Lächeln:

„Sie haben mich wahrscheinlich für verrückt gehalten, daß ich so dagesessen bin?"

„Ich glaubte, Sie seien krank."

Sie lachte ohne ein Spur von Fröhlichkeit und murmelte:

„Ich hab' mich schön gehen lassen, gelt?" Dann fuhr sie fast heftig fort: „Ich hab' aber auch Grund dazu. Wenn man seine Heimat nach so vielen Jahren wiedersieht —!" Ihre dunklen Augen, die durch den Genuß des Weins klarer und kühner schienen, musterten mich prüfend von Kopf bis Fuß; vielleicht suchte sie sich zu vergewissern, ob sie mich schon jemals gesehen habe und was für ein Vogel ich wohl sei. Dann sagte sie: „Ich bin hier geboren. Sind Sie hier zu Hause?" Ich schüttelte den Kopf: „Nein, ich komme aus einer ganz, ganz andern Gegend."

Sie lachte. Dann stieß sie nach einem Augenblick des Schweigens plötzlich hervor:

„Ich war bei einer Hochzeit — die erste, die ich seit meiner Mädchenzeit gesehen hab'."

Ein instinktives Gefühl ließ mich schweigen.

„Bei der Hochzeit meiner eigenen Tochter. Aber niemand hat mich erkannt, es wär' auch ein Wunder gewesen!"

Ich hatte mich ihr gegenüber auf einen Stein im Schutz der Mauer niedergelassen, und bei diesen Worten sah ich sie mit wirklichem Interesse an. Diese herabgekommene, verbrauchte, aufdringlich parfümierte Dirne — die Mutter jenes anmutigen, sonnigen Kindes, dessen Trauung ich eben mitangesehn? Und wieder verschwieg ich, daß ich selbst der Hochzeit beigewohnt hatte, und murmelte:

„Ich glaube, ich hab' im Bauernhof dort Confetti liegen gesehn, als ich den Weg heraufkam."

Wieder lachte sie.

„Confetti — das sind die kleinen roten, weißen und blauen Dinger — davon hat's eine Menge gegeben." Und leidenschaftlich fügte sie hinzu: „Mein eigener Bruder hat mich nicht erkannt, geschweige denn mein Mädel. Es wär' auch gar nicht möglich, ich hab' sie ja nicht mehr gesehn, seit sie ein ganz kleines Kind war — so ein lustiges Ding." Und sie starrte an mir vorbei mit jenem Blick, der in die Vergangenheit zurückschweift. „Ich glaub', wir haben vor Freude gelacht, wie ich sie empfangen hab'. Grad hier war es — zur Sommerszeit. In d e r Nacht hab' ich den Mond im Blut gehabt, wahrhaftig!" Dann sah sie mir voll ins Gesicht und sagte: „Sehn Sie, einmal kommt das über eine jede, und meistens geht sie dran zugrund. Fünfunddreißig bin ich erst und schon so gut wie fertig. Was kann man auch andres erwarten von einem Freudenmädchen, wie ich's bin. Ich bin an der Sache zugrund gegangen. Und ihr Vater ist auch tot."

„Wollen Sie damit sagen, daß das Kind daran Schuld trägt?"

Sie nickte. „Ja, so ist es wohl. Die Leut' haben mich gezwungen, ihn zu klagen. Zahlen wollt' er nicht, so ist er halt auf und davon und hat sich anwerben lassen, und nach zwei Jahren ist er im Burenkrieg gefallen — es hat ihn also wirklich das Leben gekostet. Aber das Mädel ist nun einmal da, und ein süßeres Geschöpf kann's gar nicht geben. Eine sonderbare Geschichte, gelt?" Plötzlich verstummte sie und starrte vor sich hin. Auch ich konnte keine Worte finden, die sonderbare Angelegenheit hatte mich nachdenklich gestimmt. Dieses Mädchen, das einem Sonnenstrahl glich, das die Leute für einen wahren Segen hielten, hatte durch ihr Dasein das Leben der beiden Menschen zerstört, denen sie ihr Leben verdankte!

Mit müder Stimme fuhr sie fort: „Durch einen komischen Zufall hab' ich erfahren, daß sie heiratet, durch einen Bauer, der regelmäßig zu mir kommt, wenn er auf den Markt nach Exeter fährt. Ich hab' es schon längst gewußt, daß er aus meiner Gegend kommt. ‚Am Dienstag,' sagt er mir, ‚gibt's eine Hochzeit, bei der ich gern der Bräutigam wär'. Ein Prachtmädel, das schönste, das man sich denken kann.' Und wie er mir so erzählt, von wo sie herkommt, da hab' ich's gewußt. An dem Nachmittag bin ich ihm komisch vorgekommen. Aber er weiß nicht, wer ich bin, wenn wir auch zusammen in die Schule gegangen sind. Und er soll's auch nie erfahren, um keinen Preis!" Energisch schüttelte sie den Kopf. „Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das erzählt hab'. Vielleicht, weil ich heut' gar nicht recht beisammen bin." Auf ihren halb mißtrauischen, halb flehenden Blick erklärte ich rasch:

„Ich kenne hier keine Seele. Sie können ganz ruhig sein."

Sie seufzte. „Das war freundlich von Ihnen; und ich hab' manchmal so ein Bedürfnis zu sprechen. Ja, und wie der Bauer fort war, hab' ich mir gesagt: Ich mach' mir einen freien Tag und seh' mir die Hochzeit meiner Tochter an." Sie stieß ein Lachen aus. „Für mich hat's diese kleinen roten, weißen und blauen Dinger nie gegeben. Mit all dem war's für mich vorbei seit jener Nacht, wie ich den Mond im Blut gehabt hab'. Ach ja! Mein Vater war ein recht harter Mann. Es war schon arg genug, bevor das Kind auf der Welt war; aber nachher, wie ich den Kindsvater nicht hab' dazu bringen können, daß er mich heiratet, und er mich sitzen lassen hat und sich aus dem Staub gemacht, da haben sie mir das Leben verbittert, der Vater und die Stiefmutter! Blutige Tränen hab' ich geweint — ich war so ein weichherziges Ding —, nie bin ich mit trockenen Augen eingeschlafen — keine Nacht. Ja, ein Verbrechen ist es, ein junges Mädel so zu behandeln!"

„Sind Sie davongelaufen?" fragte ich gedämpft.

Sie nickte. „Das war das Mutigste, was ich je getan hab'. Es hat mir fast das Herz gebrochen, mein Kind zu verlassen; aber es ist mir nichts andres übrig geblieben, außer — ins Wasser gehn. Ich war noch so weichherzig, damals. Mit einem jungen Burschen bin ich durchgegangen, einem Buchmacher, der immer zu den Rennen herübergekommen ist und in mich ganz vernarrt war — aber heiraten wollt' er mich auch nicht," — wieder stieß sie ihr hartes Lachen aus — „er hat zuviel von meiner Vergangenheit gewußt." Sie wies mit der Hand auf den brennenden Ginster und fuhr fort: „Wie ich ein kleines Mädel war, bin ich immer hier herauf gekommen und hab' den Leuten beim Anzünden geholfen." Und plötzlich begann sie zu weinen. Es wirkte nicht so schmerzlich und erschütternd wie ihre Verzweiflung vorhin, denn jetzt schien es nur natürlich.

Dort, wo die Wagenspuren beim Tor verliefen, lag ein alter, weggeworfener Stiefel, auf den ich meinen Blick geheftet hielt. Dieser zerfetzte schwarze Gegenstand inmitten der Steine und wildwuchernden Pflanzen schien mir zu diesem Tag voll seltsamer und schöner Eindrücke ebensowenig zu passen wie die unglückliche Frau da, die auf ihre Jugend zurückblickte. Und vor meinem geistigen Auge tauchte das Bild dieser einsamen Stelle auf, wie sie damals in jener Sommernacht ausgesehn haben mochte, als sie ‚den Mond im Blut hatte' — welch seltsamer Ausdruck! Die warme, schützende Dunkelheit und diese beiden jungen Geschöpfe, die dem Drängen ihres Blutes nachgaben, im hohen, weichen Farnkraut. Eilig treibende Schneeflocken begannen von dem noch immer blauen Himmel zu fallen, über unsere Köpfe hinweg schwebten sie den blutroten Flammen und dem Rauch zu. Sie hefteten sich an Haar und Schultern der Frau, und unter Lachen und Weinen hielt sie die Hand in die Höhe und haschte nach ihnen wie ein Kind.

„Ein lustiges Wetter am Hochzeitstag meines Mädels!" sagte sie und fügte leidenschaftlich hinzu: „Sie wird niemals wissen, wer ihre Mutter ist — auch damit hat sie Glück!" Sie las ihren Federhut vom Boden auf und erhob sich. „Ich muß sehn, daß ich meinen Zug erreich', sonst komm' ich noch zu spät zu einer Verabredung."

Als sie ihren Hut aufgesetzt, die Wangen getrocknet und das Kleid geglättet und abgeklopft hatte, stand sie da und blickte auf den brennenden Ginster. Jetzt, wie sie mit ihrem städtischen Gefieder auch ihre gewohnte Keckheit wiedergewonnen hatte, schien sie weniger denn je zu diesem Bild zu passen, ebensowenig wie der weggeworfene Schuh.

„Es war närrisch von mir, daß ich überhaupt hergekommen bin," erklärte sie. „Es hat mich nur aufgeregt, und Aufregung hat man auch so grad genug. Leben Sie wohl und danke für den Wein, er hat mir die Zunge ordentlich gelöst, gelt?" Sie sah mich an, nicht mit ihrem berufsmäßigen Blick, sondern mit einem menschlich verlegenen. „Ich hab' Ihnen ja gesagt, daß mein Kind ein lustiges kleines Ding war. Ich bin froh, daß sie so geblieben ist. Ich bin froh, daß ich sie gesehn hab'." Einen Augenblick zuckten ihre Lippen; dann nickte sie mir mit erheuchelter Munterkeit „Auf Wiedersehn!" zu und schritt durchs Tor den Heckenweg hinab.

Als sie gegangen war, blieb ich noch einige Minuten in Schnee und Sonnenschein sitzen. Dann erhob ich mich und trat zu dem brennenden Ginster. Die wehenden Flammen und der blaue Rauch waren voll Leben und Schönheit; doch sie ließen nichts zurück als schwarze, tote Zweige.

‚Ja,' dachte ich, ‚aber in ein oder zwei Wochen werden die kleinen grünen Grashalme darunter hervorsprießen, ans Sonnenlicht. Das ist der Lauf der Welt! Neues Leben aus Ruinen! Eine sonderbare Geschichte!'

In abgelegenen Gegenden flößt die Natur, die auf den ersten Blick so schlicht und heiter scheint, dem Beschauer nach und nach ein sonderbares Unbehagen ein, das Gefühl, als spuke ein dort hausender Geist auf den alten Heidewegen, den Felsen und Bäumen, der die Macht besitzt, alles Lebendige um sich her gespenstisch zu verzerren.

Wenn das Mondlicht das Heideland zwischen den drei kleinen Städten Hartland, Torrington und Holsworthy überflutet, stiehlt sich ein heidnischer Geist durch die bleichen Ginstersträuche; er schleicht um die Stämme der einsamen, galgenähnlichen Föhren, er guckt heimlich aus dem Schilf des im Mondschein erglänzenden Moors. Dieser Geist hat die Augen eines Kriegers an der Grenze, der in jedermann einen Feind wittert. Und in der Tat ist jener hochgelegene Winkel des Landes bis zum heutigen Tage Grenzgebiet geblieben, wo der herrische, besitzgierige Eindringling aus dem Norden Seite an Seite mit dem unbeständigen, stolzen, leidenschaftlichen Keltiberer haust.

In zwei Häuschen auf der Höhe des Brachlands lebten zwei Familien nebeneinander. Jene langgestreckte weiße Wohnstatt schien nur *ein* Haus zu sein, bis das Auge hinter den Heckenrosen, welche die rechte Hälfte des Gebäudes einhüllten, die kunstlose, vom Wetter arg mitgenommene Darstellung eines Rennpferdes erblickte, was den Ausschank berauschender Getränke kundtat, während in einem Fenster auf der linken Hälfte eine sonderbare Mischung von Eßwaren und Schuhleder erkennen ließ, daß dieser Laden der einzige des primitiven Weilers war.

Das Ehepaar auf der Ostseite hieß Sandford, das auf der Westseite Leman; und wenn man sie zum erstenmal sah, dachte man sich wohl: „Was für vornehme Prachtgestalten!"

Sie hatten alle vier über Durchschnittsgröße und waren schlank wie Tannen. Der Gastwirt Sandford war ein starkgebauter Mann mit einem großen blonden Schnurrbart, helläugig, ernst und un-

beweglich; er sah aus, als entstiege er gerade einem alten Wikingerschiff. Leman war lang und dürr wie eine Latte, ein ausgesprochener Kelte mit freundlichem, träumerischem, heiterem Gesicht. Die beiden Frauen waren so verschieden voneinander wie die Männer. Frau Sandfords zarte, fast durchsichtige Wangen verfärbten sich leicht, ihre Augen waren grau, das Haar hellbraun; Frau Lemans Haar war kohlschwarz und von mattem Glanz, ihre Augen sahen tiefbraun wie das Moor aus und das Gesicht schien wie aus altem Elfenbein geschnitten.

Wer sie öfters sah, fand aber bald heraus, was diese Vornehmheit beeinträchtigte. Sandford, dessen Gesicht keine Witterung zu bräunen vermochte, sah drein, als könnte ihn nichts in der Welt daran hindern, sich eine Sache anzueignen, wenn er es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte; seine Augen verrieten, daß sein höchstes Ideal das Eigentum und sein ganzes Streben nach Besitz gerichtet war. Wenn er, von seiner niedergeduckten Wachtelhündin gefolgt, nach seinen Feldern ging (denn er betrieb neben der Schenke noch Landwirtschaft), so schien sein Schritt die Wege zu erschüttern, und solch ein überwältigendes Selbstbewußtsein, solch eine Unnahbarkeit ging von ihm aus, daß selbst die Vögel stille wurden. Er sprach nur selten. Er war nicht beliebt. Man fürchtete ihn eher, doch keiner wußte warum.

Wenn seine Frau auch frisch und rosig, manchmal geradezu mädchenhaft aussah, hatte er ihr trotzdem langsam aber sicher das Siegel seiner Herrschaft aufgedrückt. Man hörte sie nur selten reden. Hie und da jedoch durchbrach ihre Geschwätzigkeit die gewöhnliche Zurückhaltung, so wie Wasser einen beschädigten Damm. Bei solchen Ausbrüchen sprach sie gewöhnlich von ihren Nachbarn, den Lemans, und beklagte die Zustände in deren Eheleben. „Eine Frau," sagte sie dann, „muß manchmal dem Mann nachgeben, ich hab gar oft Sandford nachgeben müssen, jawohl!" Ihre Lippen waren vom oftmaligen Zusammenpressen so dünn wie der Rand einer Teetasse geworden; aus den kalten Zügen ihres langen Gesichtes schien jeder Ausdruck einer selbständigen Regung entflohen zu sein. Sie war nicht gebrochen, sondern nur niedergebeugt, und das hatte sie so hart und abweisend gegen andere gemacht. Das Bewußtsein, daß sie selbst zu Boden gedrückt worden war, schien in ihr jenes giftige Gefühl

gegen Frau Leman wachzurufen. „Eine hoffärtige Person," wie sie mit ihrer feinen Stimme zu sagen pflegte, „eine Person, die sich noch nie einem Mann gefügt hat — das sagt sie ja selbst. 's ist nicht das Trinken, das den Leman so närrisch macht, 's kommt nur davon, weil sie ihm nicht nachgeben will. Natürlich bedienen wir jeden gern, der zu uns kommt, aber 's ist ja gar nicht das Trinken, das den Leman so verrückt macht — *sie* ist es."

Leman, dessen hagere Gestalt man gar oft in der kleinen, mit Steinfliesen gepflasterten Wirtsstube auf der Holzbank sitzen sah, bekam in der Tat nach und nach das versoffene Aussehen und den Geruch eines Menschen, der zwar nie ganz betrunken, aber nur in den seltensten Fällen nüchtern ist. Er sprach langsam, das Reden schien ihm immer schwerer zu fallen, er arbeitete nicht mehr; sein früher heiteres, liebenswürdiges Gesicht trug jetzt eine trübe Armesündermiene zur Schau. Das ganze Dorf wußte von seinen heftigen Gemütsausbrüchen und plötzlichen verzweifelten Weinkrämpfen und daß Sandford ihm schon zweimal ein Rasiermesser hatte entreißen müssen. In ihrer Klatschsucht nahmen die Leute ein gespanntes Interesse an seinem raschen Verfall, sprachen davon mit Besorgnis und doch wieder mit einem gewissen Wohlbehagen und waren einstimmig der Ansicht, daß „es gewiß noch ein böses Ende nimmt; das Trinken richtet George Leman zugrunde, das ist so sicher wie das Amen im Gebet!"

Doch konnte man sich Sandford, diesem helläugigen, aschblonden Teutonen, nicht leicht nähern und keiner ließ sich gern mit ihm in Diskussionen ein; seine undurchdringliche Zurückhaltung wirkte gar zu einschüchternd. Auch Frau Leman beklagte sich niemals. Wenn man diese schwarzhaarige Frau mit dem unbeweglichen und doch so bezaubernden Antlitz erblickte, wie sie mit dem Säugling im Arm aus der Tür trat, um etwas Luft zu schöpfen, und im Sonnenlichte stand, so glaubte man wahrhaftig, eine alte Britannierin vor sich zu haben. In sieghaften Rassen sollen die Männer den Frauen überlegen sein, in unterdrückten dagegen die Frauen den Männern. Sie war zweifellos Leman überlegen. Diese Frau konnte man mißhandeln, niederbeugen, aber sie war nicht zu brechen; ihr Stolz war zu ursprünglich, zu sehr ein Teil ihres eigensten Wesens. Niemand

hatte je gesehen, daß sie und Sandford ein Wort gewechselt hätten. Fast schien es, als ob der alte Rassenhaß des Grenzlandes mit seinem nicht endenwollenden Konflikt in diesen beiden verkörpert wäre. Denn unter dem langen Strohdach lebten sie nebeneinander, jener Mann, der große urwüchsige Eroberer, und jene Frau der heimischen Rasse, mit den schwarzen Haaren und den geschmeidigen Bewegungen; stets wichen sie einander aus, nie fiel ein Wort zwischen ihnen und in dem Maße, wie sie ihren eigenen Gefährten überlegen waren, wären sie vielleicht einander würdig gewesen.

In dieser einsamen Gemeinde, wo die Häuser weit auseinander lagen, eilten dennoch die Neuigkeiten auf den vom Mai duftenden Wegen und über das ginsterbedeckte Heideland mit erstaunlicher Schnelligkeit dahin, vielleicht auf den Flügeln des Westwinds, vielleicht vom Geist der Gegend auf seinen Wanderungen den Leuten zugeflüstert oder von kleinen Jungen, die auf großen Ackergäulen saßen, weiterbefördert.

Am Pfingstmontag wurde es bekannt, daß Leman den ganzen Sonntag getrunken hatte; denn Sonntag nachts hatte man ihn schreien gehört, daß ihn seine Frau ausgeplündert hätte und daß ihre Kinder nicht die seinen wären. Den ganzen folgenden Tag sah man ihn am Schanktisch sitzen und unaufhörlich trinken. Und doch bediente Dienstag morgen Frau Leman im Laden wie gewöhnlich, still und schweigsam — eine wahrhaft edle Erscheinung mit ihrem mattglänzenden schwarzen Haar — und wie sonst blickte sie die Kunden freundlich an. Mit neuerlich hervorbrechender Geschwätzigkeit beschwerte sich Frau Sandford bitter über die Art und Weise, wie sich ihre Nachbarn in der vorigen Nacht aufgeführt hätten. Aber ohne eine Miene zu verziehen, mit fahlem Gesicht und unergründlich wie immer, arbeitete Sandford auf dem steinigsten seiner Äcker.

Der heiße, herrliche Tag ging seinem Ende entgegen; eine Nacht von wundervoller Schönheit senkte sich herab. Auf dem kleinen Gemeindeanger lagen im goldenen Mondlicht die Schatten der Lindenblätter übereinander, dunkler als schwarzer Samt. Es war sehr warm. Ein Kuckuck rief fast bis Mitternacht. Zahllose kleine Nachtfalter flogen umher und die mondbeglänzten Butterblumen auf den beiden weiten Matten, die sich vom Weiler zum Fluß

hinabsenkten, schienen sich wie ein zauberischer Schleier über die Wiesen zu breiten. Dort, wo jenes wunderbare Mondlicht über dem Heideland lag, war alles in bleichen Zauber getaucht; nur die drei Föhren hatten seinem blassen, lockenden Schein widerstanden und brüteten über der Landschaft wie die Geister dreier hoher Galgen. Die langgestreckte weiße Wohnstatt der Nachbarn, von dem zitternden Glanz überflutet, schien einen eigenen Schimmer auszustrahlen. Jenseits des Flusses jagte eine Nachtschwalbe, deren schriller, stoßweiser Ruf die Schleier der stillen, düfteschwangeren Nacht zerriß. Es währte lange, ehe sich der Schlummer auf das Heideland herabsenkte.

Etwas nach zwölf Uhr hörte man zwei Schüsse hintereinander. Bis fünf Uhr am folgenden Morgen war die Nachricht schon weit verbreitet und bereits vor sieben Uhr hatte sich eine Menge Leute angesammelt, um zuzusehen, wie zwei berittene Polizisten Leman auf dem Pony Sandfords nach dem Gefängnis von Bideford abführten. Die Leichen von Sandford und Frau Leman lagen — so hieß es — in dem verschlossenen Schlafzimmer von Lemans Haus. Frau Sandford, die ganz zusammengebrochen war, befand sich bei Nachbarn, wo man für sie sorgte. Die Lemankinder hatten im Pfarrhaus Aufnahme gefunden. Von allen Bewohnern jener beiden Häuschen war Sandfords Wachtelhündin zurückgeblieben, die in den Strahlen der Morgensonne unter dem östlichen Eingang saß und ihre Nase fortwährend in den Spalt der Tür steckte.

Man wußte nur unbestimmt, daß Leman die beiden umgebracht hatte; über das Wann, Wie und Warum konnte man sich nur in Vermutungen ergehen. Erst vor dem Geschworenengericht wurde die Geschichte jener Nacht aufgehellt, als Lemans Aussage, die auf einem schmutzigen Stück Papier geschrieben stand, bekannt wurde.

„Ich, George Leman, lege das folgende Geständnis ab — so wahr mir Gott helfe! Als ich an jenem Abend zu Bette gehen wollte, war ich schon stark angetrunken. In dem Zustand war ich schon zwei Tage lang gewesen, und Sandford hat's gewußt. Meine Frau war schon im Bett. Ich bin auf sie zu und hab gesagt: ‚Steh auf,' hab ich gesagt, ‚jetzt sollst du tun, was ich will!' ‚Ich tu's aber doch nicht!' hat sie gesagt. Da hab ich ihr die Bettdecken weggerissen.

Wie ich sie so ganz weiß gesehen hab mit dem schwarzen Haar, hat es mich ganz verrückt gemacht, ich bin hinuntergerannt und hab das Gewehr geladen. Wie ich wieder heraufgekommen bin, hatt' sie sich gegen die Tür gestemmt. Ich hab daran gerüttelt und sie hat zugehalten. Sie hat niemanden gerufen oder auch nur einen Laut von sich gegeben — sondern immer nur zugehalten; sie hat sich ja nie gefürchtet. Aber ich war der Stärkere und endlich hab ich die Tür aufgestoßen. Sie hat sich vor dem Bett aufgepflanzt und mich, wie immer, noch mehr gereizt, wie sie so dagestanden ist mit zusammengekniffenen Lippen, und ich hab das Gewehr genommen, um sie niederzuknallen. In diesem Augenblick ist Sandford die Treppe heraufgestürzt und hat mir mit dem Stock das Gewehr aus der Hand geschlagen. Mit der Faust hat er mir einen Stoß vor die Brust versetzt, daß ich gegen die Wand geflogen bin, und ich hab mich nicht rühren können. Und ‚Gib Ruh, du Hund!' hat er gesagt. Dann hat er *sie* angeblickt. ‚Und du,' hat er gesagt, ‚du bist nur selbst dran schuld! Du willst nicht gehorchen, was? Wart, ich werd dir zeigen, was gehorchen heißt!' Und er hat den Stock erhoben. Aber er hat nicht zugeschlagen, er hat sie grad nur angesehen, wie sie so im Nachthemd, das an der Schulter zerrissen war, dagestanden ist mit ihrem lang herunterhängenden schwarzen Haar. Sie hat kein einziges Wort gesagt, sondern ihn nur angelächelt. Dann hat er sie bei den Armen gepackt, und so sind sie dagestanden. Ich hab ihre Augen gesehen: sie waren so schwarz wie zwei Schlehen. Es war, als würd er auf einmal schwach und so weiß wie die Wand. Es ist mir vorgekommen, als hätten sie miteinander gerungen, wer von ihnen der Stärkere wär, und als ob sie sich doch am Ende haben wollten. Ich hab so deutlich gesehen, was in ihnen vorgeht, wie ich das Stück Papier da vor mir seh. Ich bin aufgestanden und hab mich hergeschlichen und hab das Gewehr genommen und hab gezielt und hab einmal abgedrückt und dann ein zweitesmal, und sie sind tot hingefallen, zuerst er, dann sie; sie sind einfach hingefallen, keiner von beiden hat einen Laut von sich gegeben. Ich bin vors Haus gegangen und hab mich ins Gras gelegt. Dort haben sie mich gefunden, wie sie gekommen sind, um mich festzunehmen. Das ist alles, was ich zu sagen hab; aber wahr ist's schon, ich war stark angetrunken . . ."

Vor dem Ende des Weltkriegs ahnte ich noch nicht, daß gerade manche von uns im Hinterland das größte Opfer brachten.

Mein Freund Harburn stammt oder stammte vielmehr aus der Grafschaft Northumberland oder irgendeiner andern nördlichen Gegend Englands, ein untersetzter Mann von etwa fünfzig Jahren mit kurzgeschornem, angegrautem Haar und Schnurrbart und rötlichbraunem Gesicht. Er war auf dem Lande mein Nachbar und wir hielten dieselbe Hunderasse — Airedales, immer mindestens je drei gleichzeitig, so daß wir bei der Zucht einander aushelfen konnten. Oft fuhren wir auch mit demselben Zug nach London. Sein Beruf bot ihm Gelegenheit, im öffentlichen Leben hervorzutreten, doch machte er vor dem Krieg nur selten davon Gebrauch, sondern lebte in einem gewissen ungetrübten, fast zynischen Gleichmut dahin. Ich pflegte ihn als den Typ eines gutmütigen, schlichten Engländers zu betrachten, der an seiner zynischen Art Gefallen fand und sich auf seine Vorliebe für frische Luft etwas zugute tat. Ein leidenschaftlicher Golfspieler war er und ging gern auf die Jagd, sobald sich ihm Gelegenheit dazu bot; auch ein guter Kamerad, der eine offene Hand für Notleidende hatte. Er war Junggeselle und bewohnte ein bungalowartiges Haus nicht weit von dem meinen und dicht neben einer deutschen Familie namens Holsteig, die seit fast zwanzig Jahren in England lebte. Auch ich kannte die Leute ziemlich gut, ein einträchtiges Kleeblatt — Vater, Mutter und einziger Sohn. Der aus Hannover stammende Vater hatte eine Beschäftigung in der City, die Mutter war Schottin und der Sohn — den kannte ich am besten und der war mir am sympathischesten — hatte eben sein Collegestudium beendet. Dieser blonde Junge mit dem offenen, treuherzigen Gesicht, den blauen Augen und dem dichten Haar, das er scheitellos zurückgebürstet trug, war ein reizvoller Typ, der eher an einen Norweger gemahnte. Seine Mutter hatte ihn ins Herz geschlossen, eine echte Hochländerin aus dem Westen Schottlands;

schmächtig, dunkles, leicht ergrautes Haar, hohe Backenknochen, liebenswürdiges, aber etwas ironisches Lächeln und jene grauen Augen, denen das zweite Gesicht eigen ist. Ich hatte Harburn öfters in ihrem Haus getroffen, denn er pflegte abends zu ihnen zu gehn und mit Holsteig Billard zu spielen, er stand ja mit der ganzen Familie auf freundschaftlichem Fuß. Am dritten Morgen nach unserer Kriegserklärung an Deutschland fuhren Harburn, Holsteig und ich im selben Wagen in die Stadt. Harburn und ich sprachen ganz offen miteinander. Holsteig aber, ein blonder, stattlicher Mann von etwa fünfzig mit Spitzbart und den gleichen blauen Augen wie sein Sohn, saß ganz in seine Zeitung vertieft, bis Harburn ziemlich unvermittelt fragte:

„Sie, Holsteig, ist es wahr, daß Ihr Junge abreisen und in die deutsche Armee eintreten soll?"

Holsteig sah empor.

„Ja," entgegnete er, „mein Sohn ist in Deutschland geboren und daher kriegsdienstpflichtig. Gott sei Dank kann er nicht fort."

„Aber seine Mutter?" fragte Harburn, „die würde ihn doch bestimmt nicht weglassen."

„Sie war natürlich zuerst tief unglücklich, aber die Pflicht geht voran, meinte sie."

„Die Pflicht! Du meine Güte! — bedenken Sie doch, mein Lieber! Halbengländer, und hat sein ganzes Leben bei uns verbracht. Unerhört, so etwas!"

Holsteig zuckte die Achseln.

„Muß man sich in dieser Zwangslage nicht strikt an die Gesetze halten? Er ist in militärpflichtigem Alter und deutscher Untertan. Wir mußten auf seine Ehre bedacht sein. Aber selbstverständlich sind wir herzlich froh, daß er nicht nach Deutschland hinüber kann."

„Himmel Herrgott!" rief Harburn. „Ihr Deutsche seid doch allesamt verdammt gewissenhaft."

Holsteig gab keine Antwort.

Am selben Abend fuhr ich mit Harburn zurück und er erklärte mir:

„Ein Deutscher bleibt stets ein Deutscher. Waren Sie heute morgens über diesen Kerl, den Holsteig, nicht auch perplex? Obwohl

er hier schon so lange lebt und eine Engländerin zur Frau hat, ist er doch durch und durch Deutscher geblieben."

„Aber versetzen Sie sich nur in seine Lage," gab ich zurück.

„Das kann ich nicht, ich hätte es in Deutschland nie ausgehalten. Was meinen Sie, Cumbermere," fügte er hinzu, „ist der Bursche auch bei Trost?"

„Ohne Zweifel." Das aber war eine ganz verfehlte Antwort, um Harburns Vertrauen zu Holsteig wiederherzustellen, was ich doch beabsichtigt hatte, denn beide standen mir nahe und ich war von ihrer ehrlichen Gesinnung überzeugt. Hätte ich gesagt, ‚Der ist bestimmt ein Spion,' dann wäre Harburns Vertrauen zu Holsteig wohl neu erwacht, denn er war von Natur ein Widerspruchsgeist.

Ich erwähne diesen kurzen Meinungsaustausch nur deshalb, um festzustellen, wie zeitig Harburns Gedanken schon um jene Idee zu kreisen begannen, die ihn später so ganz ausfüllte und begeisterte, bis er — äh — ‚für sein Vaterland starb'.

Ich weiß nicht mehr recht, welche Zeitung zuerst die Forderung erhob, daß man alle ‚Hunnen' internieren solle. Wenn ich nicht irre, entsprang die Erörterung dieses Problems ursprünglich viel eher der Liebedienerei dem Publikum gegenüber, dem wichtigsten Ansporn für die meisten Blätter, als tiefwurzelndem Haß. Jedenfalls entsinne ich mich noch der Begegnung mit einem Hilfsschriftleiter, der mir erzählte, er habe während des ganzen Vormittags nichts als Zustimmungsschreiben geöffnet. „Noch nie," rief er, „hat etwas so gezündet wie die Phrase: ‚Warum soll der verdammte Deutsche dort um die Ecke auf einer Stufe mit mir stehn?' undsoweiter. ‚Britannien für die Briten!'"

„Ein wahres Unglück," erklärte ich, „für jene, die uns durch die Ansicht ehrten, in unserm Land lasse es sich am besten leben."

„Ein Unglück, zweifellos," gab er zur Antwort, „aber Krieg ist Krieg. Sie kennen doch Harburn, nicht wahr? Haben Sie seinen Artikel gelesen? Alle Wetter, der geht ins Zeug!"

Als ich Harburn zum nächsten Male traf, begann er selbst sofort über dieses Thema zu sprechen.

„Passen Sie auf, ich werde jeden Deutschen aus diesem Lande jagen lassen!" rief er. Seine grauen Augen blitzten, schienen Funken

zu sprühn wie Stahl, Feuerstein und Zunder. Und ich hatte das Gefühl, mit einem Menschen zu sprechen, der über die Kriegsgreuel der Deutschen in Belgien so lang gegrübelt hatte, daß er jetzt von etwas wie theoretischem Haß besessen war.

„Allerdings," meinte ich, „sind noch genug Spione unter uns, aber —"

„Schurken und Spione," schrie er, „alle zusammen!"

„Wieviel Deutsche kennen Sie persönlich?" fragte ich ihn.

„Kaum ein Dutzend, Gott sei Dank!"

„Und alle sind Spione und Schurken?"

Er sah mich an und lachte, aber dieses Lachen klang eher wie ein Knurren. „Na ja, Sie führen wohl Unparteilichkeit ins Treffen und ähnlichen Kohl. Aber die Kerle an der Gurgel packen! — nur so kommt man ihnen bei."

Die Frage lag mir auf der Zunge, ob er vielleicht die Holsteigs an der Gurgel packen wolle, aber ich unterdrückte die Worte aus Angst, ich könnte die Familie dadurch schädigen. Im übrigen war ich selbst nicht weniger entsetzt und mußte mich mit aller Gewalt zurückhalten, um nicht meinen Gerechtigkeitssinn in die Brüche gehn zu lassen. Harburn aber ließ, soviel ich sehen konnte, seinem Groll bedenkenlos die Zügel schießen. Sein ganzes Verhalten, sein ganzes Wesen war irgendwie verändert. Er hatte jenen Frohsinn und gutmütigen Zynismus eingebüßt, die ihn zu solch einem sympathischen Kameraden gemacht, etwas schien unablässig an ihm zu nagen — kurz und gut, er war bereits von einer fixen Idee besessen.

Ein Karikaturenzeichner wie ich muß sich für die Psychologie der Menschen interessieren und ich sann über Harburn nach, denn es wollte mir gar nicht aus dem Sinn, wie ein Mann, der früher stets guter Laune und ungetrübt gleichmütig gewesen, auf einmal so besessen sein konnte. Und am Ende versuchte ich es durch folgende Erklärung zu begründen: Der ist wohl einer von der ‚Eisernen Garde', den Reitertruppen Cromwells, sagte ich mir, wie aus jener Zeit heraus geboren. In den schlaffen Tagen des Friedens fand er nie Gelegenheit, seinem Grimm die Zügel schießen zu lassen — nie hatte die Liebe sein Feuer entfacht, darum war er auf den Wellen der Gleichgültigkeit getrieben. Jetzt, in dieser häßlichen Zeit, hat er sich

plötzlich selbst gefunden, ein neuer Mann in Waffen und Wehr seines neuen Hasses, gewissermaßen angestachelt und gehoben durch den Anblick dessen, was er so recht nach Herzenslust zerschmettern kann. Wirklich interessant! Wer hätte sich von einer derartigen Wiedergeburt auch nur etwas träumen lassen? Denn bei oberflächlicher Betrachtung schien mir Harburn, wie ich ihn bisher kannte, keineswegs von der ‚Eisernen Garde' zu sein. Ich benützte sein Gesicht zu einer Karikatur — sie stellte eine menschliche Wetterfahne dar, die beständig nach Osten wies, woher auch immer der Wind wehn mochte. Er erkannte sein Gesicht und lachte, als er mich traf, ziemlich vergnügt sogar. Aber aus diesem Lachen klang etwas Wildes, als klebe ihm noch immer salziger Blutgeschmack am Gaumen.

„Na ja," sagte er, „Sie mögen sich vielleicht darüber lustig machen, Cumbermere, aber nun habe ich meine Zähne in diese Schweinehunde geschlagen!"

Und das stimmte ohne Frage, der Mann hatte sich zu einer Macht entwickelt. Diese unseligen Deutschen! Einige von ihnen waren zweifellos Spione, aber die überwiegende Mehrheit war ebenso zweifellos unschuldig, und nun wurden sie von ihren Geschäften und aus ihren Familien gerissen und in Konzentrationslagern zusammengepfercht, tagaus, tagein. Und je rascher man sie zusammenpferchte, um so höher wuchs Harburns Ansehn im Dienste des Vaterlands. Ich bin überzeugt, er tat es nicht, um Ansehn zu gewinnen, für ihn war es etwas Geheiligtes, sein Kreuzzug, sein Anteil am Krieg. Ich glaube aber auch, damals empfand er zum erstenmal in seinem Leben, daß er wirklich lebte, den vollen Genuß aus dem Leben holte. Bohrte er den Feind nicht in den Grund? Am liebsten wäre er ihm freilich draußen im Schlachtgewühl begegnet, aber sein Alter hinderte ihn daran. Auch war er nicht so empfindsam, daß er davor zurückgeschreckt wäre, Hilflose niederzuschlagen, wenn er nicht auf Stärkere stoßen konnte. Ich entsinne mich noch, wie ich ihn einmal fragte:

„Harburn, machen Sie sich je Gedanken über die Frauen und Kinder Ihrer Opfer?"

Er zog die Lippe empor, kerngesunde Zähne kamen zum Vorschein.

„Diese Weiber, glaub ich, sind noch ärger als die Männer," gab

er zur Antwort. „Wenn es nach mir ginge, würde ich auch die einstecken lassen. Und für die Kinder ist es nur ein Segen, wenn sie von Vätern solchen Schlags loskommen."

In diesem Punkt war er in der Tat ein wenig toll, allerdings nicht mehr als jeder, der eine fixe Idee hat, aber gewiß auch nicht minder.

In jenen Tagen trieb ich mich bald da, bald dort herum und hatte mein Häuschen vermietet, darum sah ich keinen der Holsteigs und hatte ihre Existenz beinahe schon vergessen. Aber als ich Ende 1917 nach langer Arbeit beim Roten Kreuz nach Hause kam, fand ich unter meinen Briefen auch einen von Mrs. Holsteig.

‚Lieber Mr. Cumbermere,

Sie sind immer so freundlich zu uns gewesen, daß ich den Mut faßte, diesen Brief an Sie zu richten. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß mein Gatte vor mehr als einem Jahre interniert und im vergangenen September in sein Vaterland zurückgesandt wurde. Er hat natürlich alles verloren, aber im übrigen befindet er sich wohl und kann sich in Deutschland weiterbringen. Harold und ich schlagen uns hier, so gut es eben geht, mit meinem eigenen kleinen Einkommen durch. Als ‚Hunnen in unserer Mitte', die wir nun einmal sind, stehen wir mit fast niemandem mehr in Verbindung. Wie schade, daß wir alle einander nicht ins Herz sehen können, nicht wahr? Ich glaubte stets, wir seien ein gerechtigkeitsliebendes Volk, habe aber jetzt die bittere Wahrheit erfahren, daß es unter solchem Druck so etwas nicht mehr gibt. Für Harold ist es noch viel schlimmer als für mich; der völlige Mangel an Bewegungsfreiheit lastet auf ihm besonders schwer, ich bin überzeugt, er möchte lieber im Konzentrationslager etwas Nützliches für die Sache tun, als hier ‚auf freiem Fuß' jedermanns Hohn und Verdächtigung ausgesetzt sein. Trotzdem bange ich die ganze Zeit davor, daß man am Ende auch ihn internieren wird. Sie waren ja mit Mr. Harburn gut befreundet. Wir haben ihn seit dem ersten Kriegsherbst nicht mehr gesehen, wissen aber, daß er sich in der Propagandaarbeit sehr hervortut und auf diesem Gebiet ganz großen Einfluß übt. Ich frage mich, ob er sich wohl vorstellen kann, was dieses wahllose Einsperren Unschuldiger für die

Familien der Internierten bedeutet. Könnten Sie nicht vielleicht Gelegenheit finden, es ihm begreiflich zu machen? Wenn nur er und wenige andere aufhören wollten, der Regierung so stark zuzusetzen, dann würde die Sache bald ein Ende nehmen, denn die Behörden wissen zweifellos ganz genau, daß sie mit den gefährlichen Elementen schon längst fertig geworden sind. Sie ahnen ja gar nicht, wie vereinsamt man sich heute in der eigenen Heimat fühlt. Müßte ich auch noch Harold verlieren, dann ginge ich wahrscheinlich zugrunde, obwohl ich sonst nie den Mut sinken lasse.

Ich verbleibe, lieber Mr. Cumbermere,
Ihre sehr ergebene
Helen Holsteig.'

Beim Lesen dieses Briefes ergriff mich Mitleid, denn es bedurfte keiner besonderen Phantasie, sich das Leben dieser verlassenen englischen Mutter und ihres Sohnes auszumalen; und gründlich sann ich nach, ob es wohl angebracht sei, darüber mit Harburn zu reden. Ich zog die Sprichwörter zu Rate: ‚Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.' — ‚Frisch gewagt ist halb gewonnen.' — ‚Vorgetan und nachbedacht, hat manchem schon groß Leid gebracht.' — ‚Wer zaudert, ist verloren.' — ‚Schau, bevor du springst.' — ‚Zögern bringt Gefahr.' Diese Sprichwörter hielten einander so völlig die Waage, daß ich doch wieder meinen Hausverstand zu Hilfe nehmen mußte, der aber riet mir, lieber die Finger davon zu lassen. Als ich jedoch einige Tage später Harburn im Klub traf und in glänzender Stimmung fand, ließ ich meinem Impuls die Zügel schießen.

„Sie erinnern sich doch noch an die Holsteigs, nicht wahr?" fragte ich. „Vor kurzem erhielt ich von der armen Mrs. Holsteig einen Brief. Sie scheint in tausend Ängsten zu leben, daß man ihren Sohn, diesen besonders netten Jungen, internieren werde. Was meinen Sie, wäre es nicht endlich an der Zeit, diese unglücklichen Leute in Frieden zu lassen?" Kaum hatte ich den Namen Holsteig erwähnt, merkte ich sofort, daß ich einen Bock geschossen hatte, und sprach nur deshalb weiter, weil es noch ärger gewesen wäre, die Sache in diesem Augenblick auf sich beruhn zu lassen. Aber schon war ihm gewissermaßen der Kamm geschwollen und er rief:

„Holsteig! Dieser Grünschnabel, der um jeden Preis davonlaufen wollte, um zur deutschen Armee zu gehn? Kreuzsapperment, der ist noch immer auf freiem Fuß? Unsere Regierung wird ihr Lebtag nicht gescheiter! Den vergesse ich nicht!"

„Harburn," stammelte ich, „ich habe Ihnen das doch im Vertrauen erzählt. Der Junge ist Halbengländer und mit mir befreundet. Ich dachte, auch mit Ihnen."

„Mit mir?" rief Harburn. „Ich danke! Nur keine Halbblütler! Daß Sie es mir im Vertrauen gesagt haben, Cumbermere — in Kriegszeiten gibt es so was überhaupt nicht, nichts geht über die Sicherheit des Vaterlands."

„Allmächtiger!" entfuhr es mir. „Sie sind von dieser Sache wirklich ganz besessen. Jener Junge — bei seiner Erziehung!"

Harburn grinste. „Wir dürfen nichts riskieren," meinte er, „und keine Ausnahmen machen. Entweder er kämpft mit uns, oder er wird interniert. Er wird sich entscheiden müssen, dafür sorge ich schon."

„Wenn Sie das tun," erklärte ich und erhob mich, „ist es aus mit unsrer Freundschaft. Ich werde es nicht dulden, daß man mein Vertrauen so mißbraucht!"

„Zum Henker!" knurrte er, „nehmen Sie wieder Platz. Wir müssen alle unsere Pflicht tun."

„Sie selbst beklagten sich einmal Holsteig gegenüber wegen seiner deutschen ‚Gewissenhaftigkeit'."

Harburn lachte. „Jawohl," entgegnete er, „ich erinnere mich noch — im Zug. Seither habe ich aber meine Ansichten geändert. Dieser Grünschnabel gehört hinter Schloß und Riegel samt all den übrigen Schweinehunden. Aber ich will ein Auge zudrücken."

Dabei blieb es, er hatte ja erklärt: ‚Ich will ein Auge zudrücken', und er war ein Mann von Wort. Immerhin zog ich daraus die Lehre, mich nicht mit Leuten einzulassen, deren Temperament von dem meinen so grundverschieden ist. Ich schrieb dem jungen Holsteig und lud ihn zum Lunch zu mir ein. Er dankte, konnte mich aber natürlich nicht besuchen, da er den Umkreis von acht Kilometern nicht überschreiten durfte. Da ich ihn unbedingt sehen wollte, fuhr ich mit dem Motorrad zu seinem Haus. Ich fand den Jungen sehr verändert,

nachdenklich und verdrossen, ganz auf sich selbst angewiesen, im Zustand wachsender Verbitterung. Ursprünglich hätte er das Geschäft seines Vaters weiterführen sollen, aber durch seine Volkszugehörigkeit wie ausgesetzt, sah er sich jetzt darauf beschränkt, im Garten Gemüse zu züchten, Gedichte und philosophische Werke zu lesen, alles Beschäftigungen, die einen jungen Mann wohl kaum ablenken können. Mrs. Holsteig, ihre Nerven waren offenbar zum Zerreißen gespannt, war äußerst verbittert und hatte ganz die Fähigkeit verloren, den Krieg aus einem mehr allgemeinen Gesichtspunkt zu betrachten. Alle häßlichen Eigenschaften der Menschen, alle Hartherzigen, die Druck und Not eines schweren Kampfes unvermeidlich in den Vordergrund drängt, schienen ihr jetzt den normalen Charakter ihrer Landsleute zu verkörpern. Und so zog sie auch nicht in Betracht, daß keineswegs ihre Landsleute diesen Kampf vom Zaun gebrochen hatten und genau die gleichen häßlichen Eigenschaften und hartherzigen Menschen ganz bestimmt auch in jedem andern kriegführenden Lande sich in den Vordergrund zu drängen vermochten. Sie war von der Ehrenhaftigkeit ihres Gatten so sehr überzeugt, daß sie seine Internierung und den späteren Abtransport in die Heimat als persönliche Kränkung und böswillige Ungerechtigkeit empfand. Ihre große, schmächtige Gestalt und ihr Gesicht mit den hohen Backenknochen schienen welk und wie von innerer Glut versengt. So konnte sie für diesen Jungen in dem Hause, wo man sogar die Dienstboten hatte entlassen müssen, nicht die richtige Gefährtin sein. In meinem Sinn für Gleichmaß und Harmonie gestört, verbrachte ich draußen einen peinlichen Nachmittag, dann kehrte ich verstimmt, aber voll ehrlichen Mitgefühls nach London zurück.

Kurz darauf fuhr ich neuerdings mit den Leuten vom Roten Kreuz fort; erst Ende August 1918 war ich wieder in England. Ich fühlte mich nicht wohl und begab mich in mein kleines Haus, das jetzt wieder frei geworden war.

Die Grippeepidemie wütete gerade und auch ich erlitt einen leichten Anfall. Während meiner Genesung besuchte mich als erster Harburn, der die Sommerferien in seinem Bungalow zubrachte. Er befand sich keine fünf Minuten in meinem Zimmer, da begann er auch schon sein Steckenpferd zu reiten. Meine Nerven müssen von

der Krankheit stark zerrüttet gewesen sein, denn ich weiß noch, mit welch unaussprechlichem Widerwillen ich ihn anhörte. Wie ein Hund kam er mir vor, der einen morschen alten Knochen mit wütendem Eifer benagt und zermalmt. Auch verriet er etwas wie Triumph, der unangenehm, aber nicht überraschend wirkte, denn jetzt war er eine größere Macht als je zuvor.

‚Gott bewahre mich vor der fixen Idee!' dachte ich, nachdem er wieder draußen war. An diesem Abend fragte ich meine alte Wirtschafterin, ob sie den jungen Mr. Holsteig in letzter Zeit gesehn habe.

„Ach nein," entgegnete sie, „der ist schon vor fünf Monaten eingesteckt worden. Mrs. Holsteig fährt wöchentlich einmal auf Besuch hin. Sie ist beinah von Sinnen, die arme Frau, der Bäcker sagt, sie ist wütend über die Regierung, weil man ihn weggeholt hat."

Ich muß gestehn, ich brachte es nicht über mich, sie aufzusuchen.

Etwa einen Monat nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands kam ich wieder in mein Häuschen. Harburn saß im selben Zug und nahm mich im Auto vom Bahnhof mit. Er schien beinahe wieder der gutgelaunte Mensch von ehedem und lud mich für den folgenden Tag zum Abendessen ein. Es war unsere erste Begegnung nach dem Sieg. Wir nahmen eine ganz ausgezeichnete Mahlzeit und tranken auf das Heil der Zukunft seinen ältesten Portwein. Erst als wir uns an dem lodernden Holzfeuer in den mattbeleuchteten Raum zurückgezogen hatten, unsere Gläser zur Seite und zwei schlafende Airedales zu unsern Füßen, kam er auf sein Steckenpferd zurück.

„Was sagen Sie dazu?" rief er und beugte sich plötzlich den Flammen entgegen. „So ein paar verdammte Gefühlsdusler wollten unsere internierten Hunnen in Freiheit setzen. Aber da bin ich dreingefahren; die werden nicht eher auf freien Fuß gesetzt, bevor sie nicht aus unserm Lande draußen und wieder in ihrem famosen Deutschland sind." Und wieder gewahrte ich in seinen Augen das alte Funkeln und Schwelen.

„Harburn," sagte ich, einem unwiderstehlichen Zwange folgend, „Sie sollten eine Pille nehmen."

Er glotzte mich an.

„Dieser Weg führt zum Wahnsinn," setzte ich fort. „Haß ist eine verflucht heimtückische Krankheit, mein Lieber, und die Menschenseele kann davon nicht allzuviel vertragen. Sie müssen ihn loswerden."

Harburn lachte.

„Haß! Ich blühe auf dabei! Je mehr ich diese Bestien hasse, um so wohler fühle ich mich. Dieses Glas auf den Tod eines jeden verdammten Hunnen!"

Ich sah ihn fest an. „Oft stelle ich mir vor," gab ich zurück, „es kann keine unseligeren Menschen auf Erden gegeben haben als Cromwells ‚Eiserne Garde' oder die Roten Revolutionäre in Frankreich, nachdem ihre Arbeit getan und ein für allemal erledigt war."

„Was hat das mit mir zu schaffen?" fragte er erstaunt.

„Auch die zerschlugen alles in ihrem Haß und fanden am Ende nichts mehr zu zerschlagen. Wenn der Mensch keine Beschäftigung mehr hat —"

„Bei Ihnen ist wohl eine Schraube los?" fuhr er mich an.

„Keine Spur," erwiderte ich gereizt. „Ihr Fall ist ganz eigenartig, Harburn. Die meisten unserer berufsmäßigen Hunnenhasser wollen sich entweder populär machen oder sind nur schwächliche Gefühlsdusler. Die lassen die Sache leichten Herzens wieder fallen, sobald sie aufhört, populär zu sein, oder sobald die Leute darauf kommen, daß es sich nur um nachgeäfftes Kriegsgeschrei handelt. S i e aber sind dazu nicht mehr imstande. Bei Ihnen ist der Haß zur fixen Idee, zur Religion geworden. Wenn aber die Flut verebbt und einen auf dem trocknen sitzen läßt —"

Er schlug mit der Faust auf die Sessellehne, stieß dabei sein Glas um und riß den Hund zu seinen Füßen aus dem Schlummer.

„Die Flut darf aber nicht verebben!" rief er. „Ich lasse nicht locker — merken Sie sich das!"

„Sie glauben, daß Sie die Ebbe verhindern können?" murmelte ich. „Bitte, noch etwas Portwein!" Eben war ich aufgestanden, um das Glas zu füllen, da sah ich zu meiner Überraschung eine Frau in der Fenstertüre stehn, die auf die Veranda führte. Offenbar war die Frau just in diesem Augenblick eingetreten, denn sie hielt noch den Vorhang zur Seite. Es war Mrs. Holsteig, das feine graue Haar hing ihr zerzaust ums Gesicht; sonderbar, fast ein wenig gespenstisch nahm sie sich in ihrem grauen Kleid aus. Harburn hatte sie nicht erblickt, daher trat ich rasch auf sie zu und wollte ihr

nahelegen, ebenso leise hinauszuschlüpfen, wie sie gekommen war, und mit mir auf der Veranda zu sprechen. Aber sie streckte die Hand empor, als wolle sie mich zurückstoßen, und sagte:

„Entschuldigen Sie die Unterbrechung. Ich habe mit diesem Herrn zu sprechen."

Vom Klang ihrer Stimme erschreckt, sprang Harburn auf und wandte sich ihr rasch zu.

„Ja," wiederholte sie ganz ruhig, „ich habe mit Ihnen zu sprechen. Ich verwünsche Sie! Viele haben Sie heimlich verwünscht, ich verwünsche Sie offen! Mein Sohn schwebt zwischen Leben und Tod in Ihrem Kerker — in I h r e m Kerker. Mag er am Leben bleiben oder sterben, ich verwünsche Sie wegen Ihrer Untaten an armen Gattinnen und Müttern, britischen Gattinnen und Müttern! Seien Sie verflucht in alle Ewigkeit! Gute Nacht!"

Sie ließ den Vorhang fallen und war verschwunden, noch ehe Harburn Zeit fand, die Glastür zu erreichen. Und so schnell und lautlos war sie verschwunden, so ruhig hatte sie gesprochen, daß wir beide, er und ich, kaum unsern Augen und Ohren trauten.

„Das reinste Theater!" erklärte er schließlich.

„Vollste Wirklichkeit," entgegnete ich langsam, „eine temperamentvolle Schottin hat Sie verwünscht. Sehn Sie sich doch nur die Hunde da an!"

Die beiden Airedales standen steifbeinig da, auf ihrem Rücken sträubten sich die Haare.

Plötzlich lachte Harburn — es schallte aufreizend durchs ganze Zimmer.

„Alle Wetter!" rief er, „mir scheint, ich könnte sie gerichtlich belangen."

Mir aber war die Lust zu weiterem Gespräch geschwunden, daher erwiderte ich ein wenig säuerlich:

„Dann gehören wir alle vor Gericht."

Er lachte neuerdings auf, diesmal nicht ganz sicher, schlug die Tür zu, schob den Riegel vor, nahm wieder in seinem Armstuhl Platz.

„Vermutlich hat er die Grippe," erklärte Harburn. „Die muß mich ja für einen Erzidioten halten, mir mit einem solchen Blödsinn zu kommen." Doch unser Abend war nun einmal verdorben und fast

unmittelbar danach empfahl ich mich. Tief in Gedanken schritt ich in die feuchtraube Dezembernacht hinaus. Harburn hatte sich nicht viel daraus gemacht; vermutlich läßt sich niemand gern in Gegenwart seines Freundes verwünschen, aber er hatte bestimmt eine dicke Haut und war gewappnet. Die Vorgangsweise jener Frau schien mir übrigens gar zu plump und ungeschliffen. Schließlich konnte jeder seinem Nachbar ins Haus fallen und ihn verwünschen — und es tat keinerlei Schaden. Aber was sie gesagt hatte, blieb dennoch ohne Zweifel wahr — schon Hunderte von Frauen, seine Volksgenossinnen, mußten ihn, den Haupturheber ihres Unglücks, im stillen verwünscht haben. Harburn wieder hatte seinerseits die ‚Hunnen' verwünscht samt allem, was zu ihnen gehörte, und war, das sagte mir mein Gefühl, Manns genug, dafür einzustehn. ‚Sie hat nur Öl ins Feuer gegossen,' dachte ich. ‚Aber zum Henker, das ist es ja gerade! Ihr Fluch hat meine Voraussage nur bekräftigt.' Jawohl, der Mann würde buchstäblich an seinem eignen Groll zugrunde gehn, und sie hatte diesen Groll nur noch gesteigert und aufgepeitscht. Und so seltsam es auch scheinen mag, er tat mir leid, wie einem ein Hund leid tut, der tollwütig wird und solang allerhand Unheil stiftet, bis er selbst krepiert. In jener Nacht lag ich lange wach, dachte an Harburn und die unglückliche, halbverrückte Mutter, deren Sohn zwischen Leben und Tod schwebte.

Am nächsten Tag suchte ich sie auf, aber sie war in London und trieb sich zweifellos um den Käfig herum, in dem ihr Sohn lag. Doch einige Tage später traf eine Nachricht von ihr ein; sie dankte mir für den Besuch und teilte mir mit, ihr Sohn sei nun außer Gefahr. Aber sie vermied jede Anspielung auf jene abendliche Szene. Vielleicht schämte sie sich. Vielleicht war sie damals nicht ganz bei Trost gewesen und entsann sich dessen gar nicht mehr.

Bald danach reiste ich nach Belgien, um ein Buch über den Wiederaufbau zu illustrieren, und fand so viel Stoff, daß ich erst im Spätsommer 1919 wieder nach London zurückkam. Als ich eines Tags meinen Klub besuchte, stieß ich im Rauchzimmer auf Harburn. Jener Fluch hatte ihm augenscheinlich nicht viel geschadet, der Mann wirkte wie die verkörperte Gesundheit.

„Wie geht es Ihnen?" fragte ich. „Sie sehn blühend aus."

„Besser denn je," erwiderte er.

„Erinnern Sie sich noch an unsern letzten gemeinsamen Abend?"

Als Antwort kam nur ein erregtes Knurren.

„Der junge Mann ist genesen," sagte ich. „Wie ist es ihm und seiner Mutter seither gegangen?"

„Das spöttische junge Biest! Soeben hab ich das da von ihm erhalten." Und Harburn reichte mir einen Brief, der aus Hannover gestempelt war.

‚Geehrter Mr. Harburn!

Erst gestern, als ich meine Mutter hier wiedersah, erfuhr ich von ihrem Besuch bei Ihnen an jenem Abend im vergangenen Dezember. Ich möchte Sie deshalb um Entschuldigung bitten, denn nur meine Krankheit trieb sie dazu, sich derart zu vergessen. Ich habe eine tiefe Dankesschuld an Sie abzutragen, denn es ist zum Teil Ihr Verdienst, daß ich die wunderbarste Erfahrung meines Lebens hinter mir habe. In jenem Lager des Jammers, wo man so gemütskrank wurde, wie Sie es bestimmt nie erlebt haben oder es sich auch nur vorstellen können; wo die armen, zusammengepferchten Geschöpfe sich endlos, ohne Hoffnung, total zermürbt Jahr um Jahr stets im eigenen engen Kreise drehten — dort habe ich gelernt, an mich selbst nicht mehr zu denken und für andere zu tun, was in meinen schwachen Kräften stand. Und dort lernte ich — hoffentlich werde ich es nie vergessen —, daß Selbstverleugnung das einzige ist, was den Menschen ans Leben fesseln kann. Ehe ich in jenes Lager kam, war ich einen grundverschiedenen Weg gegangen. Ich danke Ihnen daher von Herzen und verbleibe

Ihr sehr ergebener
Harold Holsteig.'

Ich ließ das Blatt sinken und erklärte:

„Das ist keine Ironie. Er meint es ernst."

„Blech!" rief Harburn und in seinen Augen lag wieder das Funkeln und Schwelen wie einstens. „Der hält mich ja nur zum Narren, dieser Hunne, dieser aufgeblasene Schweinehund!"

„Keine Spur, Harburn, todsicher nicht."

Harburn erhob sich.

„Doch! Doch! Ganz bestimmt — wenn ich's Ihnen sage. Ah, diese Biester! Aber mit denen bin ich noch lange nicht fertig."

Und ich sah seine Kinnbacken zuschnappen, sah seine Augen wild auf ein Ziel starren, das nur in seiner Einbildung vorhanden war. Rasch ging ich auf ein andres Thema über und empfahl mich bald. Aber während ich die Treppe hinabschritt, fiel mir ein alter Vers ein und will mir seither nicht mehr aus dem Sinn:

‚Vom Köterbiß genas der Mann,
Der Köter selbst krepierte dran.'